<36635039930019

Eine Pilgerfahrt

zur

Wiege des Christenthums.

Unternommen und beschrieben

von

Joh. Jos. Keel,

Alt-Forstinspektor des Kantons St. Gallen.

St. Gallen.

Druck und Kommissionsverlag von J. J. Sonderegger.

1876.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Was will dieses Buch unter den Tausenden, zum Theil sehr erschöpfender, gelehrter und vollständiger Werke, die über Palästina schon geschrieben worden sind, vom „Pilger von Bordeaux" angefangen, bis auf den heutigen Tag? Will der Verfasser Wasser in's Meer tragen oder Eulen nach Athen?

Zur Aufklärung dessen nur Weniges. — So gediegen, gelehrt, vielseitig und gründlich ein literarisches Werk sein mag, es dringt doch nicht in alle Schichten des Volkes, da solche Produkte zumeist nur von Männern der Wissenschaft aufgesucht werden; überdies sind sie in der Regel sehr kostspielig. Deßhalb haben auch andere kleinere Schriften über Palästina, die — wie die vorliegende — keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit und Vollständigkeit machen, ihre Berechtigung, insoferne sie in der reinen Absicht, Gutes zu stiften, geschrieben sind. Jedes Buch findet wieder einen eigenen, engeren Lesezirkel, namentlich schon in der nächsten Umgebung des Autors, bei Verwandten, Bekannten und Freunden. Lasse man also auch solche bescheidene Schriften — und wenn ihre Zahl Legion würde — ihren Weg gehen, da sie nur dazu beitragen können, ein Land kennen zu lernen, das für den Gelehrten wie für den Ungelehrten gleiches Interesse hat. Manchem möchte es aber fast als eine Anmaßung erscheinen, über ein Land zu schreiben, das man — so zu sagen — nur im Fluge durchmessen hat. Der Verfasser darf es — ohne unbescheiden zu sein — hier wohl erwähnen, daß er schon in seinen Jünglingsjahren ein gut Stück Welt gesehen hat, indem er Deutschland, Frankreich, England, Irland, Schott-

land nach allen Richtungen durchwandert, den atlantischen Ozean fast in seiner ganzen Länge, von Liverpool bis in den Laplatastrom durchschifft, einen Theil der Laplata-Staaten und Brasilien bereist und nach seiner Zurückkunft aus der „Neuen Welt" Italien zweimal (1832 und 1874) bis zum Vesuv sich besehen hat. Und doch fühlte er nie den leisesten Drang, deßhalb eine Feder in Bewegung zu setzen. — Was ist es nun plötzlich, das ihn seit seiner Rückkehr aus Aegypten und Palästina in solche Begeisterung versetzt hat, seine Erlebnisse und Erfahrungen zu Papier zu bringen und sich sogar in das gefährliche Fahrwasser der Publizistik zu wagen?

Die Gründe liegen sehr nahe und sind durchaus unschuldiger Natur. Einmal ist Palästina, nach des Verfassers Ansicht, ein Land, dem kein zweites in der Welt an die Seite gestellt werden kann, mit Bezug auf den Reichthum und die Tiefe seiner älteren und neueren Geschichte, mit Bezug auf seine geographischen, religiösen und sozialen Verhältnisse, die großartigen Wandlungen, welche es im Laufe der Zeiten erfahren, die vernichtenden Stürme und Schicksalsschläge, welche über dasselbe dahingegangen sind; manch anderer Eigenthümlichkeiten und Erscheinungen, welche nur dem heiligen Lande eigen sind, nicht zu gedenken. — Die Eindrücke, die man aus diesem Lande, sowie dem Orient überhaupt mit sich nach Hause bringt, sind so gehaltreich, gediegen, nachhaltig, groß und überwältigend, daß man sie Jedem mittheilen möchte; wir wissen ja: „Wessen das Herz voll ist, überläuft der Mund!" — Es liegt in der Natur des Menschen, seine glücklichen Erfahrungen, seine Ueberzeugungen allgemein zu machen und Anderen mitzutheilen. Wer möchte eine Seligkeit allein genießen, die alle anderen Vergnügen am Vergänglichen weit übertrifft? — Man möchte Andere ermuntern, sich dieses Genusses selbst theilhaftig zu machen. Jeder Pilger, der sich an den heiligen Stätten Palästina's der Andacht weiht, wird inne werden, wie das Geräusch nichtiger Freuden verhallt, das Toben der Welt verstummt, der bachantische Jubel leerer Erdenfreuden vergeht und ein in diesem Grade noch nie empfundener Gottesfriede über seiner Seele schwebt.

Abgesehen von diesen Motiven könnte noch angeführt werden, daß der Verfasser wiederholt und dringend von vielen Seiten angegangen wurde, seine Erlebnisse und Erfahrungen auf dieser Reise im Drucke der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Aegypten und Palästina sind Länder, wo neben der Befriedigung religiöser Bedürfnisse auch die Gelegenheit zu Welt- und Menschenkenntniß geboten ist, wie kaum in einem andern. Man wird dort den Schlüssel zu manchen Räthseln finden; man wird sich gestehen müssen, daß es der Skepsis und dem Indifferentismus schwer fallen dürfte, die heilige Geschichte in leere Mythen, die heiligen Personen in fabelhafte Gestalten und die heiligen Wahrheiten in hohle Philosopheme aufzulösen. —

Wir leben in einem Jahrhundert, wo man vielfach von der Religion nichts Anderes kennt oder kennen will, als die Vorurtheile, welche sie entstellen und die sie gewissen Geistern wie ein Gespenst erscheinen lassen, dem man nicht folgen könne, ohne mit den Lebenden zu brechen. Viele Leute können vom Evangelium nichts sehen oder hören, ohne eine Art von Betäubung zu bekommen und in ihre Verachtung mischt sich das Gefühl des Mitleids. — So liegen Glaube und Unglaube, Religion und Irreligiosität in hartem Kampfe und ein jedes Wort, im Interesse der Religion und des Glaubens geschrieben, erhält Ernst und Bedeutung!

Der Verfasser hat sich erlaubt, wo seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen nicht ausreichten, um dem Buche mehr Interesse und werthvolleren Gehalt zu verleihen, für Erstellung seiner kleinen Schrift aus verschiedenen Quellen zu schöpfen. So benutzte er die anerkannt guten Werke von Sepp, Tobler, Janner, Ziegler, Lamartine, Schubert, Mislin, Bernatz, Nikolas u. a. m., alles Autoren von bestem Klang, verdientem Rufe und großer Gelehrsamkeit.

Anläßlich macht der Verfasser es sich zur angenehmen Pflicht, dem Herrn Oberst Em. Meyer in Herisau seinen besten Dank auszudrücken für die uns eingehändigten Empfehlungsbriefe an das St. Gallische Handlungshaus Gsell & Co. in Alexandrien und Kairo, dann besonders auch den dortigen Herren Hausheer und

Spisegger in Alexandrien, Ott, Kuster und Knöpfel in Kairo, ferner den Herren Triandafillo und Rueß in Zagazig für die herzliche Aufnahme, bereitwilligen Dienstleistungen und erwiesene Gastfreundschaft während unseres Aufenthaltes im Orient.

Insbesondere aber spricht der Verfasser hiemit seinen Dank aus seinen zwei Begleitern, dem Herrn Residentialdomherrn Aug. Popp in St. Gallen und seinem Schwiegersohne, Herrn Buchdruckereibesitzer J. J. Sonderegger in St. Gallen, von denen der erstere die ganze Reise mitmachte, der andere — durch unvorgesehene Zwischenfälle veranlaßt, leider allzufrühe und zwar unmittelbar vor unserem Eintritt in Palästina uns verlassen mußte.

Möge nun das vorliegende Buch allerwärts einen freundlichen und nachsichtigen Leserkreis finden und dazu beitragen, das Interesse und die Liebe für ein Land zu wecken, das unsere Aufmerksamkeit je länger je mehr im höchsten Grade verdient.

St. Gallen, im Mai 1876.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Die Reise.

Sehr wahr sagt ein französisches Sprichwort: „Man geht in ein anderes Jahrhundert, wenn man reist". Vom Orient kann man aber sagen: „man geht in ein anderes Jahrtausend zurück". Während früher Europa aus Asien Licht und Leben empfing, ist jetzt umgekehrt der Orient zu seiner Verjüngung auf das Abendland angewiesen.

Wir verließen wohlausgerüstet St. Gallen den 3. Oktober 1875 Abends 6 Uhr und wandten uns über Chur gegen Italien. Nicht nur ist dieses Italien ein Wunderland, selbst die Wege, die dorthin führen, diese gewaltigen Alpenstraßen mit ihrem großartigen Aufbau, haben etwas Wunderbares. Je mehr man von Chur aus die Straße aufwärts verfolgt, desto deutlicher treten uns alle Merkmale der alten, großen Alpenpässe entgegen. Schon hinter Thusis, diesem schönen heiteren Dorfe, ändert sich die landschaftliche Scenerie. Alle Frische verschwindet, das Grün fängt an sich zu verfärben, das Thal sich zu verengen; kahl und grau starren die Felsen der Via mala, diesem Glanzpunkt des Splügen, uns entgegen; tief im schauerlichen Thalkessel rauscht der Rhein mit seinen schneeweißen Wogen — schäumend, rasend, unwiderstehlich, alle Schranken überwindend! — Es sind nun eben 400 Jahre, seit man die erste Straße durch diese Felsen sprengte, nur 4 Fuß breit, fürwahr noch nicht viel Besseres als ein verwegener Fußpfad. Dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man die steinernen Brücken aufzumauern, und noch viel später ward der Tunnel gesprengt, bekannt unter dem Namen:

„Das verlorne Loch.“ Die Landschaft hat etwas Gigantisches und das Auge hat keine andere Wahl, als staunend an die kolossalen, über unserm Haupte aufgethürmten Felswände hinauf- oder in die schwindelnde Tiefe des tobenden Rheinstromes hinabzublicken. Hat man in langer Wanderung und in fast ängstlicher Spannung sich durch die feuchten, tröpfelnden und naßkalten Felslöcher durchgewunden, nähert man sich endlich dem Ende der Via mala und wir treten hinaus in das Schamserthal, eines der lieblichsten Thäler, das sich denken läßt, geschmückt mit grünen Wiesen und schattigem Wald, aus dessen Lichtungen die freundlichen Alpenhütten durchblicken und der Rhein krystallhell, leise rauschend, dahinströmt. Endlich erscheint das schmucke Dorf Splügen, wo uns ein reichlich gedeckter Tisch erwartet. — Der großartige Verkehr, den die Post Splügen besitzt, weil hier der Weg von und nach Bellinzona und Chiavenna sich scheidet, verleiht der Straße ein buntes Leben. Nun gilt es aber, um nach Chiavenna zu gelangen, den 7000 Fuß hohen Alpenpaß zu überwinden; eine langweilige Fahrt, wobei die italienische Regel gilt: „Chi va piano va sano e chi va sano va lontano.“ Hat man die Höhe erstiegen, geht es über die Lira hinweg, in scharfem Trabe bergab, am schäumenden Fall des Madesimo vorüber, durch die hundertfachen Windungen und durch die Lawinengallerien; erst tief unter Campo dolcino erblicken wir die alte Stadt Chiavenna, von üppigen Gärten und trotzigen Mauern begrenzt, der Schlüssel einerseits nach dem soeben passirten Alpenpasse und anderseits zu dem herrlichen Italien.

Von Chiavenna nahmen wir die Richtung an die Ufer des Comersee's. Wir halten in Collico und erreichen per Dampfschiff auf der Wasserstraße Lecco. Vor uns breitet sich all' der Zauber aus, den italienische Seen haben; Villen an Villen tauchen empor und man käme in Verlegenheit zu sagen, welches die schönste sei. Es ist ein klassischer Reiz, den alle diese stolzen Villeggiaturen haben, doch wird als die glänzendste von allen, die der Comersee besitzt, die Villa Carlotta gerühmt, wo Natur und Kunst ihr Höchstes aufgeboten haben. In landschaftlicher Beziehung verdient Bellagio den ersten Rang, an der Stelle, wo die beiden Arme

des See's sich theilen. Wir steuerten Lecco zu. Hier nahm uns der bequeme Dampfwagen auf und führte uns auf Sturmesfittigen über die Städte Bergamo, Brescia nach Verona.

So herrlich auch die italische Landschaft war, die uns bisher umfangen, Verona ist doch die erste recht italische Stadt, in der die großen Epochen der Geschichte, wie kaum in einer andern durch große Baudenkmale verkörpert sind. Schon in der Arena allein hat uns das klassische Alterthum ein Denkmal hinterlassen, das kaum vom römischen Kolosseum an Schönheit übertroffen wird. Aber der militärische Charakter der Stadt, noch heute der Mittelpunkt des Festungsviereckes, läßt sich nicht verläugnen und die älteren Schlachten, sowie die neueren Kämpfe zwischen Oesterreich und Italien finden ihre Wahrzeichen in den großartigen Forts mit ihren starrenden Kanonen.

Von Verona eilten wir zum Gestade der Adria und zu ihrer größten Zierde, der Stadt Venedig mit ihren 400 Wasserstraßen, die sich in einem endlosen Labyrinth durchkreuzen und verwirren. Von der letzten Station Mestre rollten wir hinüber über die riesige 12000 Fuß lange Lagunenbrücke, die größte der Welt, in's Herz von Venedig und an den Canal grande, wo die Paläste der alten stolzen Geschlechter stehen, die im „goldenen Buche" der Republik verzeichnet waren. Kein Pferd, kein Wagen ist sichtbar; man gewahrt nur ein Gewühl von schwarzen Gondeln, die sich mit schlangenartiger Behendigkeit in- und auseinander wirren. Uns war Venedig nicht ganz fremd und doch ergötzt man sich immer wieder an den großartigen Erscheinungen, die diese wunderbare Stadt, ein versteinertes Amphibium, bietet. Ewig neu und staunenswürdig bleibt vor Allem die Markuskirche mit ihren gewaltigen Kuppeln, Hallen und ehernen Rossen, die einzig dasteht unter den Kirchen der Welt; was diese für die Verherrlichung des religiösen Geistes bedeutet, das ist der Dogenpalast für die weltliche Macht Venedigs. So herrlich diese großartigen Monumente sind, die einst Reichthum und Macht geschaffen haben, sie zeigen nur die Lichtseite dieser Stadt, denn nicht allein in dem hochgewölbten Palast des Dogen mit seiner Scala d'oro und den hallenden, goldbelasteten

Sälen, worin die Kunst unendliche Schätze schuf, lernen wir die letzte Wahrheit über Venedig kennen. Wir müssen auch hinuntersteigen in die unter dem Wasserspiegel liegenden Kerker und hinauf in die heißen Bleikammern und die grausigen Folterkammern. Wer wüßte nicht, woher die Seufzerbrücke ihren Namen trägt und wer hätte nicht schon gehört von der Bocca di Leone, wo der Neid seine heimlichen Anklagen niederlegte? An und in den Mauern Venedigs klebt viel Blut, viel edles Blut, das der Leidenschaft geopfert ward.

In Venedig änderten wir unseren ursprünglichen Reiseplan, nach Triest zu gehen und von dort mit einem österreichischen Lloyddampfer die Fahrt nach Aegypten anzutreten, indem im Hafen von Venedig ein englischer Postdampfer, die „Sumatra" lag, der Peninsular und Oriental Steam Navigation Company in London angehörend, die auf ihrem Wege nach Australien und China die Häfen von Ankona, Brindisi und Alexandrien zu berühren hatte. Es ist die „Sumatra" eines der größern der 48 Schiffe, welche obige Gesellschaft besitzt, von 450 Pferdekraft und 2488 Tonnen Gehalt. Die Matrosen sind lauter Afrikaner und Asiaten von schwarzbrauner bis kohlschwarzer Farbe. In Bezug auf Behendigkeit im Klettern auf den Mastbäumen und Strickleitern konnten sie es kühn mit jedem Affen aufnehmen, denen sie zuweilen so sehr glichen, daß man unwillkürlich an die Abstammungstheorie des Darwin gemahnt wurde. — Bei den Engländern geht Alles in's Große. Bei obiger Gesellschaft können jetzt in London Billete rund um die Erde (round the world) gelöst werden und zwar über Amerika, Japan, China und Indien.

Nach Programm erfolgte die Abfahrt von Venedig am 8. Oktober Morgens 11 Uhr, Anfangs und so weit die Lagunen reichten unter Führung eines wegkundigen Piloten; zwölf Stunden später stunden wir vor Ankona, wo Nachts 11 Uhr die Anker zu Grund gingen. Am 10. Oktober landeten wir in Brindisi, wo Kohlen eingenommen und die Ueberlandpost aus Ostindien abgewartet werden mußte. Summarischer Aufenthalt 24 Stunden, während welcher Zeit es den Passagieren gestattet war, sich in dem sehr

im Aufschwung begriffenen Brindisi, dem alten Brundusium und dem Ort, wo Virgil gestorben ist, umzusehen.

Ich erlaube mir, meine geehrten Leser noch ein wenig auf unserer „Sumatra“ herumzuführen. Neben dem in ca. 150 Köpfen bestehenden Passagierpersonal, zumeist aus dem Geschlechte des John Bull, befand sich eine in Venedig an Bord gekommene vollständige Operngesellschaft, welche für den Winter 1875/76 ein Engagement nach der Weltstadt Kairo erhalten hatte, um dem Khedive die Grillen zu vertreiben; ein munteres, leicht in den Tag hineinlebendes Völkchen, das unseren einsamen Weg durch die Wasserwüste durch heitere Gesangstücke, namentlich auf nächtlicher Fahrt, abkürzte und verschönerte. Ihr harmonischer, volltönender Gesang, bei leuchtendem Monde, auf offenem Meere, wo Nichts als Himmel und Wasser sich unseren Augen darstellte, erweckte ganz eigene Gefühle, die selbst zur Melancholie stimmen könnten. Verfolgen wir unsere Rundreise auf dem Schiffe weiter, so erhalten wir den Eindruck, auf der Arche Noah's zu sein. Rechts und links befinden sich den Schiffswänden nach die Behälter der Thiere, die dem lüsternen Gaumen der Passagiere und Schiffsmannschaft geopfert werden sollen. Zum Erdrücken voll gepfropft folgen nach einander die Ställe für Tauben, Hühner, Enten, Gänse, Truthahnen, Schafe, Schweine, die oft einen sehr bedenklichen Geruch verbreiteten. Auf dem Verdeck lagern Tag und Nacht unter freiem Himmel die Drittklaß-Passagiere, worunter auch der Troß der Operngesellschaft, während die Prima Donnas in der ersten Kajüte von den reichen englischen Lords Huldigungen entgegen nahmen. Im Verlaufe des Tages vom 12. Oktober tauchten zu unserer Linken die jonischen Inseln auf, vorerst Cephalonica, die größte unter denselben, dann Zante, das Paradies der Levante genannt, weil unter allen die fruchtbarste, gesündeste, anmuthigste und geselligste. Später standen wir Navarino gegenüber, berühmt wegen des großartigen See-Sieges, den die vereinigte französische, englische und russische Flotte am 20. Okt. 1827 über die türkische Escadre erfochten, wodurch Griechenlands Unabhängigkeit gesichert ward. Während der Nacht hatten wir die

Insel Candia passirt. — Nach einer vom schönsten Wetter begünstigten Seefahrt durch das adriatische, jonische und levantinische Meer erreichten wir den Hafen von Alexandrien den 14. Oktober Abends 4½ Uhr.

Mit gutem Grund beschweren sich Reisende, die in Alexandrien landen, über den stürmischen Tumult, dem sie durch die dortigen Bootsleute ausgesetzt sind. Wie bei der Erstürmung einer Festung erklimmen die Araber das große Schiff und stürzen mit solcher Rohheit über Passagiere und ihre Effekten her, daß man sich dieser schwarzen Teufel mit aller Energie des Widerstandes kaum zu erwehren vermag und man muß sich wundern, daß es sich nicht öfterer ereignet, daß Personen über Bord gestoßen oder ihre Habseligkeiten nicht in einem anderen Boote, als in welches sie hineingeschmissen wurden, auf Nimmerwiedersehen entführt werden. — Wie aus einer fürchterlichen Brandung entronnen, steht man in Alexandrien wieder auf festem Boden. Hat man noch am Lande die nicht minder qualvollen Chicanen der Douane durchgemacht, sieht man sich endlich in einem ruhigen Gasthof der Stadt Alexandrien untergebracht. Wir hatten uns das Hôtel d'Europe auserseheu.

Der große Alexander, der junge Kriegsgott, der Gründer dieser Stadt, hätte für sein Reich keine würdigere Hauptstadt wählen können. Lange blieb sie der Mittelpunkt der Welt, der große Völkermarkt, der Handelsherd dreier Welttheile; in ihren Bazaren waren die Erzeugnisse der ganzen Welt ausgestellt. Der berühmte Leuchtthurm (Pharus) vor dem Eingange des Hafens gehörte dazumal zu den Wunderwerken der alten Welt, sowie die Bibliothek von 300,000 Bänden, welche bei dem allgemeinen Aufstande der alexandrinischen Christen ein Raub der Flammen wurde, ein Verlust, den die Wissenschaft in mancher Beziehung stets empfinden mag. Ein harter Schlag wurde Alexandrien versetzt durch die Auffindung einer neuen Straße nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, am Ende des 15. Jahrhunderts, durch Vasco de Gama. Aber der Suezkanal gab allen diesen Verhältnissen eine veränderte Gestalt und noch heute ist

Alexandrien die größte Handelsstadt des Orients und man darf fast als gewiß annehmen, daß, nachdem der Durchbruch des Suezkanals als eine vollendete Thatsache angesehen werden muß, der Handel aller Welttheile sie wieder umkreisen wird.

Wenn man zum erstenmal Alexandrien durchwandert, so gleicht dies einer Wanderung in Tausend und einer Nacht. Alles ist lauterer Orient. Wir unterlassen, eine Beschreibung der Eindrücke zu geben, welche diese Stadt auf jeden Fremden, der gleichsam wie aus den Wolken auf diesen Erdfleck gefallen ist, machen muß, da die Wirklichkeit doch nicht erreicht werden kann. — Genug, man ist in Aegypten, im Lande der Pharaone, der Pyramiden, der Palmen und des befruchtenden Nilstroms. Hier war die Wiege der großartigsten Baukunst und der Himmelskunde.

In diesem Lande spielte die rührende Geschichte von Joseph, des Patriarchen Jakob und der Rachel Sohn. Man befindet sich in einem Lande mit einem Himmel viel klarer als derjenige Italiens, den die Sonne in ungetrübter Majestät durchwandert. Nachts ein Firmament mit Sternen dicht besäet, die das Auge fast durch ihren Glanz blenden und ein Mond von solcher Pracht, daß er kaum der gleiche zu sein scheint, den wir in Europa sehen.

Da Uebrigens in Alexandrien Nichts von besonders hohem Interesse zu sehen ist, etwa die Pompejussäule, die Nadeln der Cleopatra, die Katakomben und einzelne mit Palästen besetzte Straßen ausgenommen, so eilt man, nach Kairo zu gelangen, wohin eine ziemlich gut eingerichtete Eisenbahn führt. Aegypten, das in Alexandrien noch eine Sanddüne ist, beginnt, je mehr man gegen Kairo rückt, seine Schönheit und seinen Reichthum zu entfalten. Kornfelder und Wiesen erstrecken sich rechts und links in einer unübersehbaren Ebene. Man begegnet Schäfern bis zum Gürtel oder vollständig nackt, Büffeln, Ochsen, Schafen, Kameelen mit ihren Führern. Bald erblickt man zur Rechten die Gipfel der Pyramiden. Eine ungeheure Menschenmenge füllt den Bahnhof in Kairo; es ist ein schreckenerregendes Gewimmel, wovon in europäischen Städten Nichts einen Begriff gibt; man schreit, heult, stößt, schlägt — ein wahrer Aufruhr.

Kairo ist das echte Mark Neu-Aegyptens und zeigt dessen Pracht und Herrlichkeit. Ein launiger Schriftsteller nennt Kairo schlechtweg den Sammelplatz von Sem, Cham und Japhet — eine wahre Musterkarte von afrikanischen, asiatischen und europäischen Sprachen, Religionen, Physiognomien, Farben und Trachten. Alle Karavanenstraßen des nördlichen Afrika laufen hier zusammen. Wer empfinden will, was Kairo und sein Landschaftsbild zum Gemüthe spricht, der sende nur zur rechten Tageszeit von der großen Burgterrasse den Blick abendwärts gegen den libyschen Thalrand hin. Die Pyramiden mit ihrer steinernen Grabesruhe am Saum der noch weit hinaus sichtbaren Wüste schließen den Horizont. Anderseits die Gräberstadt der Mamlukensultane und östlich vom Nil der Riesenobelisk von Heliopolis. Niemand wird sich wundern, wenn sich beim Anblick dieser zaubervollen Landschaft das frostigste Gemüth bewegt, wenn der Weise meditirt, der Künstler in Entzücken geräth und selbst der für Natureindrücke unempfindliche Mensch für einige Augenblicke nachdenkend und träumerisch wird. — Drei- bis vierhundert Moscheen-Thürme und Kuppeln, von denen viele bleibedeckt und vergoldet in der Morgensonne funkeln, verkünden Kairo's Pracht. Dagegen ist von einer architektonischen Regelmäßigkeit europäischer Städte — neuere Quartiere und Anlagen abgerechnet — im Innern keine Spur, es ist ein unentwirrbares, von röthlichem Duft überlagertes Häuser-Konglomerat. — Den Gipfel der Herrlichkeit Kairo's bildet aber die Citadelle selbst. Wir stehen hier zugleich auf der Unglücksstätte, wo Mehemed Ali am 1. März 1811 durch seine Arnauten die gefürchteten Mamluken niedermetzeln ließ, nachdem er sie verrätherisch zum Festmahle geladen. Gegen 1000 Menschen sollen bei dieser Gelegenheit um's Leben gekommen sein. Durch die verschlungenen Gassen dieser Hauptstadt Afrika's wälzt sich bald eine halbe Million Menschen, eine Myriade (zehn Tausend) Pferde und Maulthiere, 30,000 Buriks oder Reit- und Lastesel mit ebensoviel Treibern, ungerechnet die Kameele, die die Straßen sperren und Alles rechts und links zum Ausweichen zwingen. Ezbékieh und Rumeilije-

Platz sind wundervoll. Der Garten Ezbékieh bildet eine zauberische Schöpfung, eine Oase im ungeheuren Häusermeer. Der Rumeilije ist ganz von Moscheen und sarazenischen Prachtbauten umgeben. In der Nähe des ersteren Platzes hatte Bonaparte sein Hauptquartier und fiel Kleber unter dem Mordstahl des Defterdar Mehemed Bey von Aleppo auf der Terrasse. — Man hat Kairo das Rom der Lehre Muhameds genannt, zumal es durch seine wissenschaftlichen Institute ein großes Gewicht in die Wagschale der Kulturverbreitung im Sinne des Islam legt.

Die merkwürdigste Erscheinung in Aegypten ist der Nil. Bezüglich seines Steigens und Fallens ist schon längst außer Zweifel gestellt, daß dieser Wechsel des Zuflusses seinen Ursprung in den tropischen Hochländern hat, aus denen der Nil herabsteigt, aber nicht sowohl in dem Schmelzen der Schneemassen, als in den regelmäßig eintretenden und anhaltenden Niederschlägen der tropischen Regen. Unzählige Kanäle, zum Theil von hohem Alter, bringen die Gewässer dieses weltberühmten Flusses nach jeder Gegend, wenn derselbe überfließt. Während der Fluß hoch ist, erscheint Aegypten wie ein ungeheurer See mit Städten und Dörfern besetzt. Sowie das Wasser sich zurückgezogen hat, werden die Felder gleich besäet oder bepflanzt; es ist eine ergiebige Ernte bald zum Einscheuern reif. Kein Dünger ist nöthig, da der Nil einen Niederschlag von Schlamm zurückläßt, wohin er kommt, der des Düngers Stelle vertritt. Jedes Jahr nimmt so die Höhe des Erdbodens zu und man kann annehmen, daß die Ufer sowohl als auch das Nilbett 40 Fuß höher seien, als vor 2000 Jahren. Wo das Land künstlich bewässert werden kann, werden drei Ernten in Jahresfrist gewonnen. In Oberägypten gibt es kaum Regen, noch ist er überhaupt irgendwo häufig, außer an der Meeresküste. Man nimmt nach einer durchschnittlichen Berechnung an, daß über Kairo 240 Tage des Jahres ganz heiter, an 86 Tagen Wolken sichtbar, an 31 Tagen der Himmel bedeckt, 8 nebelig seien. Der völlige Mangel von Bäumen, mit Ausnahme der Palmen und der Gummiakazie, machen, daß das Land weder schön noch angenehm ist. Uebrigens ist zu erwähnen, daß Ibrahim Pascha viele

Tausend Bäume in Kairo pflanzen ließ, wodurch sich das Klima wesentlich verbessert haben soll. Das bebaute Land wird auf beiden Seiten des Nilthales durch Wüsten begrenzt. Mit Recht nannten die Griechen Aegypten ein Geschenk des Nils. Der Nil hat auch das Sonderbare, daß sein Gewässer in der heißen Zone, durch keinen Bach verstärkt, abnimmt, je weiter er fließt, während bei unseren Strömen das Umgekehrte der Fall ist.

Aegypten ist ein Land ohne Regen, ohne Quellen, ohne kühlende Winde, ohne Frühling, ohne wechselnde Jahreszeiten und ohne Holz, denn in Kairo kauft man das Holz pfundweis und präparirt das Fellahweib mit der Hand Gelle, d. i. Kuchen aus thierischen Excrementen, klebt sie wie Brodfladen an die Ofenwand und trägt sie gedörrt in einem Netze auf dem Kopfe zu Markt als werthvolles Feuerungsmittel. Dieser so hergerichtete pollige Kameel- und Büffelmist verbreitet selbstverständlich beim Brennen einen abscheulichen Gestank; gleichwohl kocht man auf den Gassen mit diesem Material und bäckt damit auch das Brod. — Nicht viel besser ist man mit dem Trinkwasser bestellt, weil Alles aus dem Nil geschöpft werden muß. Zum Glück ist aber dieser heilige Strom auch ein reinigender, indem er geduldig alle Unlauterkeit aufnimmt und doch jedem Labung und Erfrischung bietet. Es ist Thatsache, daß der Nil die Latrine für alles Volk ist; daher der eigenthümlich süßliche Geschmack des Nilwassers; das mag auch der Beweggrund sein, warum Sultan Abdal Aziz im Jahre 1867 Fässer voll Nilwasser auf die Reise nach Paris mitgenommen hatte.

Kein Reisender wird lange in Kairo verweilen, ohne den weltbekannten Pyramiden einen Besuch abzustatten, welche, wie Boßuet sagt: „das Zeugniß bis zum Himmel emporzutragen scheinen, daß wir Nichts sind“. Bei keinem Monumente der Erde wird man das Wahre des launigen Ausspruchs jenes Schriftstellers einsehen, welcher sagt: „Die Ruinen in Asien, Aegypten, Griechenland, Italien und überall sind die Eselsohren im großen Buche der Geschichte; überall bezeichnen sie die merkwürdigsten Stellen in demselben“. — Die feste Masse

der Pyramide des Cheops, der größten unter den 3 Pyramiden von Gizeh, soll 85 Millionen Kubikfuß enthalten. In seinen einsamen Stunden auf St. Helena hat Napoleon ausgerechnet, daß man mit den Steinen, welche zur Erbauung dieser Einen Pyramide nothwendig waren, ganz Spanien mit einer 5 Fuß hohen Mauer, von entsprechender Breite, umgeben könnte. Man darf dem Herodot glauben, wenn er berichtet, daß 100,000 Arbeiter während 20 Jahren ohne Unterlaß einzig an diesem Monumente bauten.

Die Besteigung der Cheopspyramide ist ziemlich beschwerlich. Man muß sie erklimmen wie einen Felsen und Jeder, der in den Fall kommt, diese Luftreise zu machen, wird mit Vergnügen unterschreiben, was der geniale Dr. Sepp hierüber sagt: „Leider verdirbt den ordentlichen Genuß dieser Hochbauten des Alterthums vielfach das Gesindel der Neuzeit, das dem Reisenden auflauert und mit Yes Mylord, Oui Monsieur, Si Excellenza allmälig alle europäischen Sprachschlüssel versucht, um zu unserem Goldschlüssel zu kommen. Wehe dem, der dieser Araber bedarf, daß sie ihn bis zur obersten Terrasse zerren, schieben und schleppen, oder wer gar wie Craigher und Wilson, vom Schwindel erfaßt, auf halbem Wege umkehren muß. Die zerlumpten Bursche werden sich an seiner Verlegenheit weiden, am gefährlichen Absatz die Kapitulation brechen und unsinnig erhöhten „Bakschisch" fordern". Ein Anderer beschreibt die Besteigung der Cheopspyramide mit folgenden Worten: „Von den Beduinen wird man theils gezogen, theils gestoßen. Man wähnt sich von Dämonen entführt, wenn man sich von diesen fast nackten Phantomen, diesen mageren, sonnenverbrannten Körpern, diesen Gesichtern mit dem Wüstenblick umringt sieht. Hiezu ihr gelles Geschrei und die unausgesetzte Erinnerung an ein gutes Bakschisch. Auf dem Gipfel angekommen, überschaut man einen unendlichen Horizont. Dieses Monument, einzig in der Welt, erscheint sowohl durch sein Alter, als durch seine Größe wie ein Uebergang zwischen den Werken des Schöpfers und den durch Menschenhände ausgeführten".

Das Wort Bakschisch (Bachsis) bedarf der Erläuterung. Dieses Wort bringt das Kind im Orient schon mit auf die Welt; es gibt kein Wort, das öfter von Menschenmund ausgesprochen wird. Das türkische Reich wird mittelst der Bakschisch regiert, sagt Lionnet; er bezeichnet das kleinste Trinkgeld an den Eseljungen, sowie das Geschenk von Millionen Piastern an den Machthaber, nebst Pferden, Teppichen, Waffen und allem Denkbaren und ist der Abgrund des Verderbens in der Rechtspflege und Landesregierung. Mislin äußert: „Ein Araber kann den Mund nur öffnen, um Geld zu verlangen. Alle Völker der semitischen Race sind habsüchtig oder räuberisch, keine anderen kommen ihnen in der schmutzigen Liebe zum Gelde gleich".

Wer nach Oberägypten vordringen will, miethet ein Fahrzeug auf dem Nil, die öfters eine sehr komfortable Einrichtung haben und guten Schutz bieten. Wer nach dem Sinai geht und von dort hinauf nach Palästina, muß sich zur Karavanereiseart auf Kameelen entschließen, was mit vielen Beschwerden verknüpft ist. Afrika ist ungeachtet der staunenswerthen Fortschritte, welche seine Erforschung in unserm Jahrhundert gemacht hat, immer noch der am unvollständigsten bekannte Erdtheil. Seine Armuth an schiffbaren Flüssen, das tödtliche Klima seiner tropischen Gegenden, seine sonnendurchglühten Wüsten, die Verkommenheit und der religiöse Fanatismus seiner Bewohner erschweren den Verkehr der Kulturvölker mit diesem Kontinent.

Wir versäumten nicht, alles in Kairo irgendwie Sehenswerthe zu besuchen. So kamen nach und nach — nebst den Pyramiden von Gizeh an die Reihe: die große Moschee auf der Citadelle; der schon erwähnte Garten L'Ezbékieh; dann Matarieh oder der Mariabaum, wo einst Maria mit dem Jesuskinde ausgeruht haben soll; in der Nähe der Obelisk, der letzte Ueberrest der alten Sonnenstadt Heliopolis und die Sonnenquelle; die großartigen, aber nun in Verfall befindlichen Khalifengräber mit ihren kühnen Minarets-Kuppeln; der versteinerte Wald, der sich meilenweit forterstreckt. Das ägyptische Museum in Bulak, wo auch die bedeutendste arabische Druckerei im

Morgenlande sich befindet. Der Garten und das Lustschloß Schubra, der Tanz der Derwische in Bulak entging uns, da Ramadan oder allgemeine Fastenzeit war, während welcher die Derwische freilich nicht zum Tanzen aufgelegt sein mögen.

Größere Excursionen machten wir per Wagen, zumeist aber per Esel, deren dem Publikum in Kairo nicht weniger als 30—40,000 zur Disposition gestellt und in allen Straßen stationirt sind. Der morgenländische Esel ist größer, schöner, muthiger und schneller als der unsrige. Sobald man dort einen Esel bestiegen und sich in den arabischen Sattel geschwungen hat, geht es in unaufhaltsamem Trabe, sogar in stürmischem Galopp vorwärts, der Mukari mit gleicher Behendigkeit hintendrein, das Thier mit seinem Stachel zu immer größerer Eile antreibend. — Diese Eselstreiber, sowie die sogen. Läufer müssen eine ganz andere Lunge als wir Europäer haben. Dr. Sepp erklärt sich diese Virtuosität im Schnelllaufen folgendermaßen: Im Orient genießt das gemeine Volk sein Lebelang nur Pflanzenkost, welche nährt und doch nicht in's Blut geht, also Herz und Lunge nicht überfüllt, den Menschen frei athmen läßt und behend macht. Vornehme Reiter und Karossen haben immer einen oder auch mehrere Läufer (meist Nubier) vor sich, die mit der Gerte durch die Menge Platz machen und durchwegs noch so raschen Pferden voraneilen. Fußcouriere laufen in gestrecktem Laufe 3 Stunden ohne Unterbrechung für 5 Piaster à 25 Rp.

Ismail Pascha, der jetzige Vizekönig von Aegypten, auch Khedive betitelt, residirt in Kairo. So viel darf diesem Fürsten zu Ehren gesagt werden, daß er aus allen Kräften bemüht ist, sein Land und Volk in den Kreis der europäischen Civilisation einzuführen. Anno 1830 in Kairo geboren und seit dem 18. Januar 1863 Vizekönig in Aegypten, als Nachfolger seines Oheims, Said Pascha, hat Ismail einen Theil seiner Erziehung in Frankreich erhalten, wo er in allen gemeinnützigen Wissensgebieten ausgebildet wurde, was auch die Ursache ist, daß er allen gebildeten Europäern, welche in Aegypten gemeinnützige, gewerbliche, kommerzielle oder landwirthschaftliche Etablissements in's Leben rufen, seine Protektion

angedeihen läßt. Der Suezkanalbaute leistete er allen möglichen Vorschub. Er fehlte auch nicht 1867 bei der Pariser Weltausstellung. Ob die „Gläubigen“ ihn hassen, die Fanatiker ihn verdammen, weil er die Europäer und die Ungläubigen in's Land schleppt, Ismail Pascha wird das Werk der Civilisirung fortführen. Mag er dazu auch oft Wege bedenklicher Natur und falsche Mittel anwenden und vor der Hand auf mehr äußerliche Neuerungen sehen und mit der Civilisation auch dem europäischen Schwindel, arger Korruption Thür und Thor öffnen: so beschleunigt er immerhin den Regenerationsprozeß, der jetzt im Orient eingetreten ist und es läßt sich nicht läugnen, daß die Gewinnung Aegyptens, dieses Schlüssels des Morgenlandes, für die europäische Kultur ein politisches Ereigniß von großer Tragweite ist.

Am 25. Oktober Morgens 1/2 10 Uhr verließen wir Kairo und gelangten per Eisenbahn über Benha nach Zagazig, wo wir beabsichtigten, dem Herrn Rueß, Sohn von Professor Rueß in St. Gallen, einen Besuch zu machen.

Zagazig liegt mitten in den großen endlosen Baumwoll-Plantagen. Der Fellah (Bauer) bringt auf Kameelen seine rohe Baumwolle nach Zagazig, verhandelt sie dort an die großen Händler (meist Griechen). In den Etablissements der Letzteren wird durch sinnreiche Maschinen die Baumwolle gereinigt, der in derselben noch haftende Same für die künftige Bestellung der Aecker ausgeschieden, die reine Waare in große Säcke eingestampft, unter mächtige Pressen gebracht, mit eisernen Reifen versehen und zur Weiterversendung nach Europa zurecht gemacht. Unabsehbare Züge von mit Baumwollballen beladenen Eisenbahnwagen bedecken den Bahnhof von Zagazig. Eins der großartigsten Geschäfte dieser Art führt in dort, sowie auch in Mansurah das Schweizerhaus Planta & Co. in Alexandrien, in welch' ersterm Zweiggeschäfte Herr Rueß als Kassier angestellt ist.

Den Morgen des 26. Okt. verwendeten wir zu einer Excursion per Esel nach den ca. 1 Stunde von Zagazig gelegenen Ruinen der zerstörten Stadt Bubastis, begleitet von Herrn Triandafillo, Geschäftsführer dieser Filiale des Hauses Planta. Diese Stadt

hatte ihren Namen von der Göttin Bast, wo diese in einem von zwei Kanälen des Nils umgebenen, durch die Anmuth seiner Lage und Bauart ausgezeichneten Tempel verehrt wurde. Zu ihrem jährlichen Feste sollen, nach Herodot, bis 700,000 Menschen (Männer und Weiber, noch ungerechnet der Kinder) auf dem Nil herbeigeschifft sein. Das Fest lief mitunter in solche Fröhlichkeit aus, daß es lasciv wurde. Schon auf dem Wege dahin belustigte sich die Menge mit Singen, Tanzen und unzüchtigen Geberden. Heilig war der Göttin die Katze, unter deren Bild sie auch verehrt ward; gestorbene Katzen wurden einbalsamirt und nach Bubastis gebracht. Zuletzt wurde sie als Geburtsgöttin verehrt. — Heutzutage sieht man von der Stadt nichts mehr als einige in Staub verfallene Mauerruinen, da und dort beträchtliche Vertiefungen, herrührend von den seit Langem betriebenen Ausgrabungen, deren Ergebnisse in's Museum zu Bulak, nach England, Frankreich 2c. 2c. gewandert sind.

Nachmittags 2 Uhr entführte uns der Dampfwagen über Ismailia nach Suez, dem südlichen Hafen des Suezkanals am rothen Meere, in dessen Nähe die Schriften jene Katastrophe versetzten, welche die verfolgenden Aegypter bei dem Auszug der Kinder Israels aus Aegypten befiel, indem die durch den Zauberstab Moses geöffneten Wassermauern plötzlich wieder zusammenstürzten.

Suez, einst ein Ort von geringer Bedeutung, ist in letzter Zeit zu einer gewissen Blüthe gelangt, die aber nur von ephemer Dauer war. Seitdem die tausend Ingenieure und Arbeiter, welche die Kanalbaute in dieser Gegend eine Zeit lang aufgehäuft hatte, sich wieder nach allen Richtungen zerstreuten, ist Suez wie eine Seifenblase in sich zusammengefallen und die Spekulation, welche sehr geschäftig war, dort eine Menge Privat- und Gasthäuser aufzustellen, sieht sich sammt den Einwohnern und Hotelbesitzern bitter getäuscht, zumal sich der Hauptverkehr nach der etwa ½ Stunde entfernten sog. äußeren Rhede zieht. Ismailia, am Timsah-See, welches während dem Kanalbau Sitz der Administration wurde, ist jetzt ein freundliches, mit schönen Anlagen und fürstlichen Gebäuden geziertes Städtchen, ganz nach europäischem Zuschnitt.

Wir stehen in Suez am Ausgangspunkte des Suezkanals und es mag hier der Ort sein, über dieses weltberühmte Unternehmen etwas Näheres zu berichten.

Die Erd- oder Landenge (Isthmus) von Suez bildet die Erdbrücke zwischen Afrika und Asien und zugleich die Scheidewand zwischen dem Mittelmeere und dem rothen Meere. Schon die Alten suchten eine Verbindung dieser beiden Meere durch Kanäle herzustellen und den seltsamen Eigensinn der Natur zu brechen, welcher durch eine wüste Sandstrecke Asien an Afrika kettete und zugleich eine Schranke zwischen Europa und Asien schuf.

Wir wissen aus der Geschichte, daß auf diesem Erdstriche alte Kanalbauten schon im 19. Jahrhundert vor Christus von den alten ägyptischen Pharaonen begonnen, von Darius Histaspis fortgesetzt und von Ptolomäus Philadelphus im Jahr 200 vor Christus vollendet worden sind. Die alten Kanäle scheinen bis in's 8. Jahrhundert nach Christo benutzt worden zu sein. Dann wurden sie von Wüstensand wieder zugeschüttet und verschlammt.

Erst Napoleon Bonaparte hat das großartige Problem wieder aufgegriffen; er wollte in Indien England niederwerfen und die nächste Straße nach Indien in seine Hand bringen. Seine Ingenieure hatten zum erstenmal den Isthmus mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft untersucht; aber während den diesfallsigen Untersuchungen ging Aegypten für die Franzosen verloren, denn die Schlacht von Abukir und die Reihe nachfolgenden Unglückes warfen alle diese Pläne in das Reich der Phantome. Im Jahre 1843 griff Fürst Metternich den Gedanken einer Suezkanal-Erstellung neu auf und 1847 wurden der österreichische Ingenieur Negrelli, der Engländer Stephenson und der Franzose Talabot zu neuen Terrainstudien abgesandt. Viel Bedenken rief die von Napoleon'schen Ingenieuren aufgestellte Hypothese wach, daß der Spiegel des rothen Meeres bei Suez um 30 Fuß höher liege, als der des mittelländischen Meeres bei Pelusium, dem andern Ausgangspunkte des projektirten Kanals. Es war dies aber ein grober Irrthum, der beinahe ein halbes Jahrhundert lang für Wahrheit galt; erst die neueren Vermessungen und namentlich die

obiger drei Ingenieure haben dargethan, daß der Niveauunterschied beider Meere ein ganz unbedeutender sei. — Endlich trat 1854 ein Franzose, der Baron v. Lesseps, mit dem Plane hervor, die Wüste und das Meer mit einander zu verbinden, wodurch der Weg nach Indien, im Vergleich mit jenem um das Cap der guten Hoffnung, um 2/3 abgekürzt würde. Der Thatkraft und Zähigkeit dieses Mannes war es vorbehalten, die riesige Idee zu verwirklichen und eine der riesenhaftesten Unternehmungen der Neuzeit in Ausführung zu bringen, eine Arbeit, welche nur der vor Nichts zurückschreckende industrielle Geist unseres Jahrhunderts in Angriff nehmen konnte. Wirklich wurde das Werk 1859 begonnen und war 1869 in so weit vollendet, daß am 18. März desselben Jahres die Schleuße des Suezkanals in Gegenwart des Vizekönigs und einiger fürstlichen Gäste aus Europa aufgezogen wurde. Von Seite Englands wurde dem Herrn Lesseps das Leben sauer genug gemacht, indem durch die britische Regierung eine Reihe der unwürdigsten Intriguen gegen die Ausführung dieses Projektes in's Werk gesetzt wurde.

Ein solches Unternehmen konnte nur einem Manne wie Lesseps gelingen, der mit einem bewunderungswürdigen Eifer, mit einer Ausdauer ohne gleichen, mit felsenfestem Vertrauen die Ausführung seines Projektes betrieb. Er war die Seele des Ganzen und sozusagen überall auf der Landenge; wenn man ihn aber sicher finden wollte, so mußte man ihn da suchen, wo es galt, Gefahren zu überwinden, Zaghafte zu ermuthigen, Schwache aufzurichten, Kranke zu trösten und zu heilen, kühne Aufopferung zu belohnen. Er war populär und geachtet, umgänglich mit Würde und von einer sanften Festigkeit, welche befiehlt und gewöhnt ist, daß gehorcht wird.

Der Suezkanal ist allerdings eine großartige That. Die Technik feierte einen mächtigen Triumph. Die Schranke, welche bisher zwei Meere von einander trennte, ist gefallen. Afrika ist zur Insel geworden. Man hat aber damit auch erreicht, daß der Weg zwischen England und Bombay von vier Monaten auf 21—24 Tage abgekürzt wurde. Merkwürdig sind die Voranschläge, welche die verschiedenen Ingenieure über diese Baute gemacht

hatten. — Der Ingenieur Le Père veranschlagte die Kosten der Erbauung in seinem Berichte vom 6. Dezember 1800 an den ersten Consul Bonaparte auf höchstens 25—30 Millionen Franken; Lesseps brachte einen Kostenvoranschlag von 150 Millionen Franken; in Wirklichkeit hat der Kanal 400 Millionen Franken verschlungen. Seine Länge beträgt 160 Kilometer (33 Schweizer-Stunden), die Tiefe 8 und die Breite 58 Meter. Am 1. Januar 1870 fuhr das erste Lloydschiff nach Bombay durch diesen Kanal.

Um diese Wasserstraße den schiffenden Nationen beliebt zu machen, behauptete Lesseps, daß das rothe Meer auch für Segelschiffe ganz ungefährlich sei; nun aber ist gerade dieser 350 Meilen lange schmale Trog, um mit R. Burton zu reden, „ein nichtswürdiges Wasser", das von Felsen und von Korallenriffen starrt und viele gefährliche Untiefen hat. Es ist ein stürmisches, vom Monsun beherrschtes Gewässer, und seit Jahrtausenden hat sich seine Tiefe mit den Trümmern gescheiterter Fahrzeuge besäet. Segelschiffe aus dem atlantischen Ozean werden — mit seltenen Ausnahmen — daher jetzt noch den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung vorziehen.

So enorme Vortheile die Erstellung des Suezkanals der Schifffahrt und dem Handelsverkehr bietet, ist man mit diesem Resultat noch nicht zufrieden und der nie rastende menschliche Spekulationsgeist brütet immer wieder über neuen Projekten.

Die gerade Linie ist die kürzeste zwischen zwei Endpunkten, das ist ein alter Satz. Es gibt wirklich außer dem Isthmus von Suez noch eine andere wichtige Verbindung, die den Weg nach Indien abkürzt und dem Suezkanal bald Concurrenz machen dürfte. Der Handel wird die alte Völkerstraße durch Mesopotamien wieder in Angriff nehmen. In nächster Zukunft wird der große Weltverkehr seinen Weg von England nach Brüssel, Frankfurt, Wien, Konstantinopel und Kleinasien finden. Ist doch bereits von Seleucia nach Dschaibar am Euphrat die Eisenbahn projektirt, von wo die Dampfer an Bagdad und Bassora vorüber durch den persischen Golf eine um 200 Seemeilen kürzere Fahrt nach Indien eröffnen, als von Suez durch das rothe Meer. Die Engländer

führen das Sprichwort: „Time is money“ nicht nur im Munde, sondern sie wissen es auch im Leben und in der Praxis zu verwerthen.

Einen geschickten Schachzug hat die britische Regierung durch die käufliche Aneignung der Suezkanalaktien vom Khedive gethan, wodurch Britanien einen mächtigen Einfluß auf das Geschick und den Bestand des Kanals gewonnen hat. Mit diesem Staatsstreich mag auch der gleichzeitige Ankauf aller verfügbaren Dampfer des Khedive seitens der Peninsular und Oriental Company in London in Verbindung stehen; lauter Operationen, welche den französischen Interessen nicht wenig schaden werden.

Wer von Suez nach Port-Said, dem Nordhafen des Kanals, gelangen will, ist angewiesen, mit der Eisenbahn bis Ismailia, die Mittelstation zwischen beiden Häfen, zurückzukehren, sich dort in den Postdampfer einzuschiffen und den Suezkanal hinabzuschwimmen. Leider fällt diese Fahrt größtentheils in die Nachtzeit und der Reisende kann daher nur mit Mühe ein Bild der ihn umgebenden Gegenstände gewinnen. Abends 6 Uhr verläßt der kleine Postdampfer Ismailia und gelangt in etwa 7stündiger Fahrt Nachts um 1 Uhr nach Port-Said. Die Passagiere zweiter Klasse sind im offenen Schiffsraume, was in der Nacht seine Inkonvenienzen hat.

Port-Said, der Nordhafen des Suezkanals, dem frühern Vizekönig zu Ehren Port-Said genannt, ist eine Stadt, erst im Entstehen begriffen. Vor 10 Jahren soll hier noch kein Haus gestanden haben. Alles ist noch primitiv, die Häuser leicht gebaut, meist nur einstöckig, die breiten, größtentheils noch ungepflasterten Straßen, in rechten Winkeln sich kreuzend, alles freundlich hell und heiter. Die Entstehung dieses Städtchens, auf einer ebenen, nur 20 Fuß über dem Meere erhabenen Sanddüne, mahnt an die schnelle Entwicklung amerikanischer Städte. Nach menschlicher Berechnung muß Port-Said einer brillanten Zukunft entgegengehen. Der schöne und geräumige Hafen beherbergt eine Menge Kauffahrtei- und Kriegsschiffe aller Nationen. Freilich soll sich der Zoll durch den Suezkanal jetzt noch sehr hoch stellen, so daß manches

große Schiff bis 1000 Pfund Sterling zu bezahlen hat und werden die britischen Kaufleute oft veranlaßt, der Fahrt um das Cap der guten Hoffnung wieder den Vorrang zu geben. Der neue Leuchtthurm, einer der schönsten am Mittelmeere, ist eine Zierde des Hafens. Schon die dortigen Hafendämme und Wogenbrecher, zum Schutz des Hafens erstellt, sind ein wahres Wunderwerk von Kühnheit und menschlicher Ausdauer. Das Merkwürdigste aber ist, daß sie aus künstlichen kubischen Steinblöcken, zusammengesetzt aus Sand, Kies, Cement und Kalk, von je 10 Cub.-Metern Volumen und einem Gewichte von je 20 Tonnen, erbaut sind. Mehr als 25,000 solcher Blöcke sind zur Formirung dieser Dämme verwendet worden.

Wir wollen Aegypten nicht verlassen, ohne zu erwähnen, was dessen Beherrscher für den Eisenbahnbau gethan. Die Hauptbahn ist die Linie Alexandrien-Kairo mit ihren Zweigbahnen Tanta-Mansurah und Benha-Zagazig; die übrigen Linien sind: von Alexandrien nach Ramleh, dem Sommeraufenthalte des Vizekönigs und der vornehmen Welt Alexandriens; von Zagazig längs des Süßwasserkanals nach Suez; von Mansurah nach Damiette; von Gizeh nach Sins und Oberägypten. Sämmtliche Bahnen sind Staatsbahnen, mit Ausnahme der kleinen Bahn Alexandrien-Ramleh, welche Privatbahn ist. Alle Bahnen haben zugleich Telegraphen.

Nun waren wir wieder am Meere und die ganze Welt stund uns offen; aber uns zog es hinüber nach dem gelobten Lande, dem Lande der Bibel, dem Schauplatze dessen, was Gott sowohl zur Vorbereitung, zur Stiftung und ersten Ausbreitung seines Reiches auf Erden gethan hat. Dort lebten die Patriarchen; dort empfing das auserwählte Volk am Sinai die ersten Gebote; dort sang David in Zion seine Psalmen; dort baute Salomo auf Moria den Tempel des Herrn, weissagten die Propheten die Zukunft des Erlösers; dort wandelte der menschgewordene Sohn Gottes; dort stellten die ersten Christengemeinden ihr Musterbild für die gesammte Kirche auf; dort endlich zog der große Heidenapostel Paulus zu Lande und zu Wasser umher, zur ersten weitgreifenden Verbreitung

des Evangeliums. — Das gelobte Land, dieses Palästina, war hauptsächlich das Land, das zum Kampfplatze zwischen Licht und Finsterniß, Gnade und Trotz, Wahrheit und Lüge, Leben und Tod ausersehen war. Mit der fortgesetzten Verbreitung des Evangeliums wächst unaufhörlich die Zahl der Herzen, denen Palästina theuer wird, bis zuletzt vom ganzen Erdenrunde her die Blicke dahin gerichtet sein werden, wo die Morgenröthe ewiger Wahrheit aufleuchtete und die Gnadensonne erschien. Die Juden sollten weder wie die Aegypter ein Volk mächtiger Baukunst, noch wie die Phönizier eine seefahrende und handeltreibende Nation, noch wie die Griechen die Pfleger der Künste und Wissenschaften, noch wie die Römer ein eroberndes Volk sein. Ihr scharf abgegrenztes Land sollte möglichst isolirt, ihnen dagegen Alles geboten sein, dessen ein auf sich selbst angewiesenes Volk irgend bedarf. Man begreift die Liebe, mit welcher die Bewohner es einst umfaßten, die fast überfließenden Schilderungen, welche die Bibel davon entwirft, die Klagen, mit welchen die Ueberwundenen von ihm Abschied nehmen, die Sehnsucht, mit welcher die in der Gefangenschaft Schmachtenden nach ihm zurückdachten.

Unserm Reiseplan gemäß schifften wir uns in Port-Said auf einem österreichischen Lloyd-Dampfer, die „Ceres", ein und steuerten am 30. Oktober bei eintretender Nacht direkte auf Jafa zu.

Am Bord der „Ceres" waren außer den Passagieren erster und zweiter Klasse einige Hundert Pilger aller Nationen und Religionsbekenntnisse als sogen. Deckpassagiere. Allen sah man es an, daß Schmutz und Armuth zeitlebens ihre unzertrennlichen Gefährten gewesen. Ich entwand mich andern Morgens früh meinem Lager und trat auf's Verdeck. Welche Szene entfaltete sich hier vor meinen Augen. Die meisten dieser armseligen, zerlumpten Schiffsgefährten waren eben in ihrer Morgenandacht begriffen. Hier war der Koran, dort Talmud, das alte und neue Testament aufgeschlagen. Keiner lies sich von seiner Umgebung in seiner Andacht stören. Während ich von meinem erhöhten Standpunkte aus auf diese ergreifende Szene niederschaute, stieg die Sonne majestätisch am Horizont des Meeres auf. Ich war

im Innersten ergriffen. Hier auf diesem Schiffe und bei dieser Szene wurde mir klar, wie tief doch der Drang und das Bedürfniß im menschlichen Herzen sitzt, mit einem unsichtbaren Wesen, das wir Gott nennen, in geistigen Verkehr zu treten, unserer Abhängigkeit von demselben bewußt zu werden und unsere Unterwürfigkeit zu bekennen. Der Anblick bald des leuchtenden Tagesgestirns, bald des unermeßlichen Meeres und bald der betenden Menge war dazu angethan, den Beschauer in die tiefste Rührung zu versetzen. Welch eine Kirche! — In diesem großen Menschenknäuel wäre wohl nicht ein einziger Skeptiker zu finden gewesen. —

Während dem glitt unsere Ceres ruhig und stät über die von der aufgehenden Sonne vergoldeten Wellen dahin und Jedermann war in Spannung, bald die Küsten des gelobten Landes vor uns auftauchen zu sehen. Aller Augen waren dorthin gerichtet. Endlich erschien, wie ein blauer Duft am Horizont, der etwas erhabene Küstenstrich, wo Jafa, das alte Joppe, liegt. Morgens 11 Uhr den 31. Oktober wurde 1/4 Stunde vor der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt Anker geworfen. Das heilige Land war erreicht, unsere erste Sehnsucht gestillt. — Aber noch stand uns eine harte Prüfung bevor, die Ausschiffung. Schon wimmelte es von dem Hafen her von Booten, die mit Arabern, Türken und Beduinen bemannt in tollem Wetteifer auf uns zuruderten; jedes wollte das erste bei unserem Schiffe anlangen. Mit Bangen sahen wir diesem Treiben zu, denn uns war fast zu Muthe, als ob eine Schaar Wölfe auf uns losgelassen würde.

Die Szene bei der Landung in Alexandrien sollte sich hier in womöglich potenzirtem Maße wiederholen. Sehr bezeichnend schreibt Dr. Sepp: „Es ist, als ob ein Bissen Brod in's Wasser geworfen und von zahlreichen Fischen erschnappt wird, wenn so ein Dampfer die Reisenden aussetzt. So wird die Ausschiffung fast zum lebensgefährlichen Akte und man reißt sich — hat man die Gefahr auch glücklich überstanden — von der Plünderung der Seeräuber nur los, um sofort den Landräubern in die Klauen zu fallen."

Aber was macht's. Wir finden uns für alle bisher zu Wasser und zu Lande ausgestandenen Strapazen reichlich belohnt, wir stehen auf klassischem und heiligem Boden, denn das hat Palästina als geistiges Zentralland voraus, daß jeder Fleck Erde uns ein Stück Weltgeschichte zeigt. Die Umgegend von Jafa ist dem Meere nach sandig und öde; desto schöner ist's hinter der Stadt gegen die Landseite, wo die berühmten Baumgärten liegen mit Orangen-, Zitronen-, Mandel- und Granatbäumen, untermengt mit Rosen- und Jasminstauden. Die Gärten von Jafa sind von Cactus opuntia von riesiger Größe mit flachen, stechenden Blättern und feigenartigen Früchten umzäunt, die Judenfeigen genannt werden, da sie eine der gewöhnlichsten in Judäa ist und am meisten zur Landesphysiognomie beiträgt. Die Tage und Stunden, welche man in diesem Lande mit kindlich-gläubigem Herzen durchlebt, sind Tage voll ganz anderer, erhebenderer Gefühle, als man sie beim Durchreisen profaner Länder und Städte, mögen sie auch des Schönen und Reizenden noch so viel bieten, erfährt: hier sind die Fußstapfen einer göttlichen Geschichte und ihrer Thaten und man muß mit dem französischen Dichter Lamartine nachsprechen: „Ich war bisher mit den Augen, mit den Gedanken, dem Geiste gereist, nicht aber mit der Seele, mit dem Herzen, wie jetzt, da ich das Land der Wunder, das Land Jehova's und Christi betrat. Das Land, dessen sämmtliche Namen von meinen kindlichen Lippen tausendmal gestammelt worden waren, dessen Bilder zuerst meiner jungen, zarten Einbildungskraft eine gewisse Färbung verliehen! Das Land, von wo aus ich später die beseligenden Lehren einer Religion, der zweiten Seele unserer Seele erhielt! Ich fühlte in mir etwas Todtes und Kaltes sich beleben und erwärmen; ich fühlte eine Sammlung, Innigkeit, Rührung, Herzensfreudigkeit, die man sonst nicht an sich erfährt. Für mich war dieses Land der Bibel und des Evangeliums ein Tempel, in den ich eben meine ersten Schritte gesetzt hatte".

Wir waren — nachdem wir auf dem Polizeiamt unsere Pässe abgegeben und uns durch die dichte lärmende Menge, durch die schmalen, krummen und schmutzigen Gassen Jafa's mühsam durch-

gewunden hatten, im Jerusalem-Hotel, das etwa 10 Minuten außer der Stadt liegt, abgestiegen. — Einmal in Jafa, läßt es dem Pilger keine Ruhe, möglichst schnell nach dem zwölf Stunden entfernten Jerusalem vorzugehen. In Palästina bedient man sich zum Reisen vorzugsweise der arabischen Pferde, welche vermöge ihres leichten Baues und ihrer kleinen Hufe trefflich die Felsenwege erklimmen. Wir säumten daher nicht, die nöthigen Pferde zu miethen und in Begleitung eines Mukari Nachmittags 3 Uhr nach dem drei Stunden entfernten Ramle aufzubrechen, um im dortigen Franziskanerkloster Nachtlager zu nehmen.

Hat man die Gartenregion von Jafa hinter sich, so reitet man durch die berühmte weite Ebene Saron, die im Frühling mit den herrlichsten Blumen prangt und wie ein bunter Teppich anzusehen ist, zur Herbstzeit aber nur ein eintöniges Grau darbietet, weil alles Grün und die ganze Blumenpracht des Frühlings in der regenlosen Zeit unter den glühenden Sonnenstrahlen des Sommers fast zu Asche versengt dasteht. Wir sehen in Jesajas, daß die Herrlichkeit dieser Blumenebene, wie die Schönheit des Karmels und die Pracht Libanons sprichwörtlich war. Im Hintergrunde breitet sich die Bergkette Juda's vor uns aus.

Was man auf der Ebene Sarons sieht und trifft, sind die Erzeugnisse der gütigen Natur; der Mensch thut Nichts, diese zu unterstützen, sei es aus angeborner Trägheit, sei es aus Scheu vor der unersättlichen Habsucht der türkischen Steuereinnehmer und der türkischen Beamten überhaupt. Die Bewohner schieben die Schuld dieser unerquicklichen Zustände auf die geldsaugerische Regierung, diese umgekehrt auf die Faulheit der Bauern und am Ende haben beide Recht. Daß aber zur Zeit, als das Christenthum in diesem Lande blühte, Thätigkeit und Kultur herrschte, beweisen zur Genüge die großen Ueberreste von Ruinen ehemaliger Städte, Festungen, Brunnen und Kirchen, deren edle Architektur traurig absticht gegen die jetzigen Lehmhütten der bestehenden Ortschaften. — Wenn man bedenkt, wie viele Tausende jährlich aus Europa nach Amerika auswandern, während die Küsten Syriens so nahe bei uns liegen, und daß wenige Jahre hinreichen würden, Palästina eine sehr

zahlreiche christliche Bevölkerung zuzuführen, so muß man wohl glauben, daß dieser Thatsache etwas Tieferes zu Grunde liegen muß, selbst wenn man nicht den Finger Gottes darin sehen wollte.

Unter solchen Betrachtungen erreichten wir Nachts 6 Uhr Ramle und stiegen im Franziskanerkloster ab, in dem gleichen Kloster, welches während der französischen Expedition in Syrien das Bivouac des Generalstabes Bonapartes war und dessen Kirche sich in ein Spital für die Verwundeten verwandelt hatte. Hier ist es, wo Napoleon einem Naseweisen auf die Frage, ob er nicht die Absicht habe, gegen Jerusalem vorzugehen, die Antwort ertheilte: „Jerusalem liegt nicht in meiner Operationslinie". Er mochte wohl gefühlt haben, daß er der Menschenschlächter und Der, welcher für die Sünden des Menschengeschlechtes den schmählichsten und grausamsten Tod erlitt, nicht auf gleicher Stätte wohnen können. Er hatte Recht, sich nach Aka zu wenden und Jerusalem zu meiden.

Der Thurm von Ramle, den man als das hervorragendste Objekt schon von Weitem vor Augen hat, scheint einst ein Minaret gewesen zu sein. In seinen unterirdischen Grüften sollen nach christlicher Ueberlieferung 40 Märtyrer ruhen. Viele halten diesen Thurm für ein Werk der Kreuzfahrer. Im Innern führen 120 Stufen bis zur Spitze, auf deren Gallerie man einer großartigen Rundschau genießt. Von den Ortschaften glänzt vor Allem das nahe Lydda weiß herüber, wo der heilige Petrus sich aufhielt und die Ruinen einer einst prächtigen Kirche die Marterstelle des heil. Georg bezeichnen.

Verläßt man andern Tags früh Ramle — das mit Recht oder Unrecht heutzutage für das Arimathea des neuen Testaments gehalten wird — so steht dem Pilger ein Ritt von 7—8 Stunden nach Jerusalem bevor. Wir verließen das gastfreundliche Franziskanerkloster Morgens 6 Uhr am 1. November, Allerheiligentag. Noch einige Zeit führt der Weg durch den obern Theil der Ebene Saron, die unmerklich ansteigt und weniger üppig ist als die gestrigen Gefilde; allmälig nähert man sich aber dem Gebirge.

Die Landschaft wird kahl und kömmt man in die wirkliche Bergregion, so tritt die dem Lande eigenthümliche Dürre immer mehr hervor, und je weiter man vorwärts dringt, desto trostloser, abschreckender wird die Gegend. Der Weg beginnt über Geröll, spitze Steine und glatte Felsplatten steil emporzusteigen. Das Gebirge ist ausgewittert, blaß wie ein Haufen durcheinander geworfener Riesenknochen. Immer nackter und öder werden die Berge und glaubt man den letzten erstiegen zu haben, endlich das ersehnte Jerusalem zu erblicken, so folgen neuerdings Berge und Thäler, die zu erklettern sind.

Ein Reisender beschreibt das jüdische Hügelland trefflich mit folgenden Worten: „Denkt man sich das Brausen eines fluthenaufschwellenden Meersturmes plötzlich in seinem Zorn verstummt und das wogende Wellenlabyrinth mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Langzügen und Rundungen, wie durch Zauberschlag in vollem Schwung versteinert, so wäre ein solches Bild vielleicht der gelungenste Schattenriß des jüdischen Hügellandes. Und gleichwohl muß es dem Wanderer nirgends so deutlich wie hier werden, daß die Urschöne einer Landschaft ganz zu verwischen Neid, Thorheit und Zerstörungswuth der Menschen, selbst im Bunde mit den zürnenden Elementen, unvermögend sind".

Endlich — am Tage Allerheiligen — nach beschwerlichem achtstündigen Marsche auf schlechten Straßen, bei großer Hitze und in lästigem Staube — endlich ist die letzte Schranke gefallen, der letzte Berg überstiegen — da liegt sie vor uns, die **ewige Stadt.** Ueberwältiget stiegen wir nieder von unsern Pferden und entblößten unsere Häupter. Gewaltige, unnennbare Gefühle, welche unzählbare fromme Pilger, wie rohe Kriegerschaaren seit bald 2000 Jahren beim ersten Anblick Jerusalems ergriffen, waren auch über uns gekommen. Wir suchten uns zu sammeln und bestiegen wieder die Pferde. Aber wir fanden keine Worte und ritten still und schweigsam neben einander her, jeder in sich selbst vertieft.

Da unterbrach mein geistlicher Freund die nur durch den Tritt unserer Pferde unterbrochene Stille, aus der heil. Schrift laut und mit ernstem Nachdruck die Stelle lesend:

Und als Er nahe hinzukam und die Stadt ansah, weinete Er über sie und sprach:

„Hättest auch Du es erkannt, ja an diesem Deinem Tage, was zum Frieden Dir gereichen sollte. Nun aber ist es verborgen vor Deinen Augen!"

„Es werden Tage über Dich kommen, da werden Deine Feinde mit einem Wall Dich umgeben und rings Dich umzingeln und Dich ängstigen von allen Seiten!"

„Sie werden Dich zu Boden schmettern und Deine Kinder in Dir und werden in Dir keinen Stein auf dem Steine lassen, weil Du die Zeit Deiner Heimsuchung nicht erkannt hast."

Wir ritten durch das Jafathor ein und verfügten uns unter das gastliche Dach der Casa nuova der lateinischen Patres Franziskaner. In einem kleinen Empfangszimmer nahm uns der Herr „Präsidente" Pater Guido, ein stattlicher Italiener, mit einnehmender Miene und von großer Freundlichkeit, unsere Pässe ab, der uns sofort auch im großen Speisesaal eine reichliche Erfrischung zukommen und komfortable Schlafzimmer anweisen ließ.

Doch wir hatten nicht lange Ruhe; die Sehnsucht trieb uns in das Herz der Stadt, in die Grabeskirche und zum heiligen Grabe; zwei Namen, welche die höchsten und heiligsten Erinnerungen, die sich an Jerusalem knüpfen, in sich schließen. Es sind die erhabensten Monumente, die der Mensch zu schauen und zu denken vermag; eine Kirche voll von den Mysterien des Leidens Christi. Wer beschreibt uns die Empfindungen, welche den gläubigen Christen hier und insbesondere am Grabe des Herrn ergreifen?! Lamartine schreibt: „Sie steigen auf mit dem Dufte des Weihrauchs; sie fallen mit den Thränen, welche in die Augen treten bei der Erinnerung an die theuren Namen, welche wir in unserer ersten Kindheit gestammelt, an Vater und Mutter, welche sie uns gelehrt, Brüdern und Schwestern, Freunde, mit denen wir sie gesprochen haben. Alle die frommen Gefühle, welche unsere Seele in allen Epochen des Lebens erregt, alle Gebete, welche aus unseren

Herzen und von unseren Lippen aufstiegen im Namen dessen, der uns zu seinem und unserem Vater beten lehrte, alle freudigen und traurigen Stimmungen des Geistes, deren Sprache diese Gebete waren, erwachen in der Tiefe der Seele und bringen jene Betäubung der Vernunft, jene Rührung des Herzens hervor, welche nicht nach Worten sucht, sondern sich kundgibt in einem thränenden Auge, in einer beengten Brust und in einem Munde, der sich schweigend an den Stein eines Grabes drückt. — Für den Christen wie für den Philosophen, für den Sittenlehrer wie für den Geschichtschreiber ist dieses Grab die Grenze, welche zwei Welten, die alte und die neue, scheidet; der Ausgangspunkt einer Idee, welche die Welt wiedergeboren, einer Civilisation, die Alles umgestaltet hat, eines Wortes, das über die ganze Erde erschollen ist. — Dieses Grab ist der Sarg der alten und die Wiege der neuen Welt; kein irdischer Stein war der Grundstein eines so großen Gebäudes; kein Grab ist noch so fruchtbar gewesen, keine Lehre, drei Tage oder drei Jahrhunderte begraben, hat so siegreich den Felsen zerbrochen, mit dem der Mensch sie versiegelt und den Tod Lügen gestraft durch eine so glänzende und ewig dauernde Auferstehung!"

Ebenso schön sagt Ernst v. Lasaulx in seinen Studien des klassischen Alterthums: „Mein erster Gang war zur Kirche des heiligen Grabes, wo ich drei Tage und Nächte mit den Mönchen eingeschlossen blieb. Lateiner, Griechen, Kopten und Armenier hatten hier ohne Unterlaß ihren Gottesdienst; niemals verlöschen die Lichter des Altars, niemals die Opfer der Priester. Wenn es möglich, daß ein Verbrechen, wie kein größeres zu denken ist, durch menschliche Gebete gesühnt werden könne, so geschieht dies hier. Die Thränen der Gläubigen, die da von allen Enden der Erde zusammenströmen, sind eine ununterbrochene Expiation (Büßung) des ungeheuren Mordes, der an dem Fürsten des Lebens begangen wurde. Und hier ist er auferstanden! Das ist die entscheidende That, die wie ein Blitz ausgeht und die Pforten des Todes zerschmetternd, ewiges Leben trägt und Verständniß durch alle Zeiten vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. — Wer die Aufer-

stehung Christi läugnet, nimmt der Geschichte alles Transscendentale, den hellsten, schönsten Moment! Er schneidet der Weltgeschichte die Augen aus und macht sie blind. Ohne diese Thatsache ist das ganze Christenthum eine Illusion, eine schöne Täuschung zwar, aber eine Täuschung; ohne sie entbehrt auch der Glaube an die persönliche Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode alles objektiven Haltes. Hier allein sind alle Schmerzen der Welt, die Schrecken des Todes selber überwunden und verschlungen worden in den Sieg." — „Das heilige Grab in Jerusalem", sagt Dr. Sepp, „ist das einzige Grab, das allein seine Beute nicht wieder geben soll, wenn die Stimme Gottes die Todten aus den Gräbern ruft!" Ist Christus nicht auferstanden" — ruft der heilige Paulus — „so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich".

Mit solchen Gedanken erfüllt betraten wir Morgens den 2. November, am Allerseelentage, **die Kirche des heiligen Grabes,** deren grandiose Kuppel (die größte in Jerusalem) wir Abends vorher schon von der hohen Terrasse der Casa nuova aus gesehen hatten. Ein heiliger Schauer durchbebt den Pilger, wenn er sich plötzlich von diesem Sanktuarium umfangen sieht; die äußerlichen Erscheinungen des Baues berühren uns wie bloße Nebensache, man achtet sie kaum; Geist und Herz sind nur von dem Einen überwältigenden Gedanken erfüllt: auf dieser Stätte ist der Heiland selbst gewandelt, hier hat er gelitten, ist für uns am Kreuze gestorben und hier ist er triumphirend wieder dem dunkeln Grabe entstiegen, um zur Rechten seines himmlischen Vaters zu sitzen und von da wieder zu kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten. Auch wir sollten hier erfahren, was schon Tausende vor uns erfahren haben, daß am Grabe des Erlösers Keiner seine Knie beugen wird, ohne in inbrünstiger Zerknirschung auch dort seine Thränen zurückzulassen.

Ja, so ging auch ich, einer der Millionen Pilger, die schon da waren und die noch folgen werden, durch die niedere enge Pforte dieses Grabmales hinein; auch meine Andacht löste sich in

einen Thränenstrom auf, der mehr als Worte bedeutet. War mein Glück nicht gränzenlos und beneidenswerth?! Und während in der fernen Heimath an diesem Tage und zu dieser Stunde Tausend und Tausende an den Gräbern ihrer Heimgegangenen standen, durfte ich am Grabe des Erlösers knieen, des Herrn über Leben und Tod, auf Den sie und wir Alle hoffen, durfte ich für meine eigenen heimgegangenen Eltern, Brüder und Schwestern, für die Meinen Alle beten. Mit ähnlichen Gefühlen der Andacht durchwandert man die übrigen Sanktuarien der Heiliggrabkirche: den Stein der Salbung, die Stelle, wo Christus nach seiner Auferstehung der Maria Magdalena im Garten erschien; die marmorne Säule, an welcher Christus gegeißelt wurde; eine zweite Säule, die Säule der Schmach genannt, auf welche der Heiland sich setzen mußte, als man ihm die Dornenkrone um's Haupt legte; den Kalvarienberg (Golgatha), wo eine mit einem silbernen Rande eingefaßte Oeffnung in dem Felsen die Stelle bezeichnet, wo das Kreuz aufgerichtet war, daran der Gottmensch blutete, litt und starb, zwischen zwei Missethätern, wohl eine der merkwürdigsten und heiligsten Stellen der Welt.

Die Kirche des heiligen Grabes vermag gegen 100,000 Menschen zu fassen und besteht eigentlich aus drei Kirchen unter einem Dache; nämlich aus der Kirche des heil. Grabes, aus jener des Kalvarienberges und der Kreuzerfindung.

Welcher Pilger von Herz und Gemüth ließe es sich nehmen, noch andere, außer den Mauern der heil. Grabeskirche liegende, durch das Leiden des Herrn geheiligte Orte und Stätten aufzusuchen, vor Allem die Via dolorosa, den Leidensweg unseres Heilandes vom Steffansthor bis zur heil. Grabeskirche; das Coenaculum beim Grabe Davids, wo Jesus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl feierte; den Garten Gethsemane unten am Oelberg, wo Christus den Todeskelch bis auf die Hefe trank; die Todesangstgrotte, wo sein Schweiß wie Blutstropfen zur Erde fiel; den Oelberg und die Stätte der Himmelfahrt des Herrn, wo man hinabsieht in die Thalschlucht des Kidron, das Thal Josaphat, wo nach der Meinung der Juden und der

Verheißung des Propheten der Schauplatz des großen Tages des Gerichtes sein soll. Welch' ernste Gedanken ruft dieser Ort hervor, dieses Thal der Thränen, der Andacht und des Todes. Nichts Lebendes zerstreut den einsamen Besucher; eine unglückliche Stadt, ein wasserleerer Bach, kahle Felsen, dürre Berge, zerstörte Gräber, der Todeskampf des Sohnes Gottes und sein Kommen zum Gerichte. All' dies rührt und schreckt die Seele.

Im Jahre 1868 ließ die reiche Fürstin Latour d'Auvergne, Comtesse de Bouillon, eine Verwandte Napoleons III., oben auf dem Oelberg eine neue Kirche in der Art eines Campo santo erbauen. Um den schönen Hofraum herum laufen bedeckte Gänge, an deren Innenseite 31 Tafeln angebracht sind, auf welchen das Vaterunser in 31 verschiedenen Sprachen steht. Am 2. Dezember 1869 wurde der Platz eingeweiht. Das ganze Gebäude, in edlem Styl erbaut, weiß wie eine Kreide, macht den wohlthuendsten Eindruck. Nach dem jüngst erfolgten Tode der Stifterin ist das Ganze Eigenthum der französischen Krone geworden. Von der Spitze des Minarets, zu oberst am Oelberg, sieht man im tiefen Kessel noch glänzende Streifen des todten Meeres, über dem sich steil die Berge von Moab erheben. Aber in nächster Nähe, gerade dem Beschauer gegenüber und von keinem Standpunkte der ganzen Umgegend besser und vollständiger, erblicken wir die Hauptstadt Palästina's, die Hauptstadt des Christenthums, des Mosaismus und des Islams, die Stadt der Offenbarung, **Jerusalem** selbst. Dieselben Gefühle, welche den frommen Pilger beim ersten Anblick der heiligen Stadt so mächtig ergreifen, müssen auch die Brust des denkenden Geschichtfreundes durchziehen, wenn er am Auge des Geistes das Gemälde der Schicksale dieser Stadt vorüberziehen läßt. Ja, von diesen Hügeln herab, aus diesen grauen Mauern redet eine gewaltige Geschichte zu uns herüber, eine Geschichte, wie sie keine andere Stadt, keine andere Stelle des Erdbodens aufzuweisen hat; denn was hier geschehen ist, hat fast zwei Jahrtausende hindurch erregend und belebend eingegriffen in die Schicksale der Völker, das wird erregen und beleben bis an der Welt Ende. Wie oft ist nicht diese Stadt gefallen und wieder

aufgestanden, wie oft ist sie zerstört und wieder aufgebaut. Zweiunddreißig Kriegsstürme hatte Jerusalem zu bestehen, darunter elf Eroberungen, mehrere Plünderungen, theilweise Zerstörungen und zwei vollständige Vernichtungen, die eine durch Nebukadnezar, die andere durch den römischen Feldherrn Titus. Ein beispielloses Geschick! —

Jahrtausende, o Jerusalem! sind über dich hingegangen, jeder Stein deiner Mauern ist ein Zeuge von Heldenthaten. Zwar gebrochen ist deine äußere Macht und du sitzest nicht mehr in dem Rathe der Völker: aber groß und gewaltig bist du noch heute durch die Erinnerungen, die du in deinem Schooße beherbergst und der kleinste Raum deines Bodens mit seinen Begebnissen wiegt die Geschichte manchen Landes auf; und heilig wirst du den Völkern bleiben, auch wenn eine dritte noch fürchterlichere Zerstörung dich treffen und abermals kein Stein auf dem andern bleiben sollte.

Aehnliche Schicksalsschläge sind auch über die Kirche des heil. Grabes ergangen. Von der Pietät der Mutter des ersten christlichen Weltbeherrschers prächtig erbaut, ist sie durch den Perserkönig Chosroës II. gänzlich niedergebrannt, dann durch Kaiser Heraclius wieder aufgeführt, durch den Chalifen Hakem zum zweitenmale eingeäschert worden. Dessen Sohn ließ sie wieder aufbauen, Gottfried von Bouillon schuf sie um und gab ihr die jetzige Gestalt, in welcher sie indeß noch mehrmals in einzelnen Theilen Brände zu bestehen hatte, zuletzt im Jahre 1808.

Es gibt zwar Deren, welche die Aechtheit des heil. Grabes angezweifelt haben; doch sagt der geniale Dr. Sepp hierüber: „Ueber die Lage des heil. Grabes konnte unmöglich ein Zweifel obwalten; denn Johannes, der Evangelist, der das erste christliche Jahrhundert noch überlebte, stand neben der Madonna unter dem Kreuze“. Ferner heißt es von den bei der Kreuzigung und dem Begräbniß Christi anwesenden Frauen, Mark. XV, 47: „Sie sahen zu, wo Jesus hingelegt ward“. Und wie sie nach der Beisetzung erst bei hereinbrechender Dämmerung die Richt- und Grabstätte verließen, so waren sie die ersten, welche nach dem sabbatlichen Ruhetage sie wieder betraten. Die ersten

Bischöfe Jerusalems, Jakobus minor und Simon Clopas waren Söhne jener Maria, welche mit auf Calvaria und alsbald wieder am Grabe Christi war (Mark. XVI, 1; Joh. XIX, 25). Auch heute gehen die Frauen Jerusalems, wie anderwärts im Orient, jeden Freitag in weißem Gewande zu Grabe; überhaupt bildet der Grabweg fast ihren einzigen Ausgang. Noch in der spätern Apostelzeit lebten Alexander und Rufus, die Söhne Simons von Cyrene, als Jünger Christi und dadurch berühmt, daß ihr Vater anstatt des ohnmächtigen Nazareners das Kreuz halbwegs zur Richtstätte getragen hatte; wie sollten sie Golgatha nicht kennen? Von der heil. Jungfrau spricht die Legende, daß sie in den zwölf Jahren, die sie nach Jesu Tode noch lebte, als die erste Pilgerin alle die Stätten, vom Orte der Geburt, seiner Lehren und Wunder bis auf Calvaria und zu seinem Grabe besucht und mit Thränen benetzt, also den Wallfahrern ein Vorbild geworden sei. Das Grab Christi war kein gewöhnliches in der Erde, wie man das Volk bestattet, sondern eine vornehme Gruft, dergleichen noch mehrere im Umkreise erhalten sind, in Felsen gehauen. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt eitel und unser Glaube vergeblich“, schreibt Paulus. Und die Christen sollten das Grab, wo der Erstling der Auferstehung aus dem Tode in's Leben trat, nicht gemerkt haben? Wer mag das glauben? — Nur in der kurzen Zeit während der Belagerung und Zerstörung war von den Christen die heil. Stadt verlassen. Wie aber sollten die von Pella Heimkehrenden oder vom nachbarlichen Bischofssitze zurückkehrenden Gläubigen die Richtstätte nicht mehr erkannt und keinen Zug der alten und neuen Mauer vor Augen gehabt haben, die doch bis heute nicht ganz verwischt ist? Jerusalem hörte niemals auf, eine Stadt zu sein; Hellenisten, zum Theil unter den Legionären, wohnten neben Judenchristen ununterbrochen darin und behaupteten sich trotz aller Bedrängnisse, um die durch Leiden und Tod des Welterlösers geheiligten Stätten zu hüten und die Abendmahlskirche auf Sion, welche der Zerstörung unter Titus entgangen war, niemals aufzugeben! Unmöglich konnte Hadrian an einer anderen, als der von den Christen allverehrten

Stätte ihrer Religion zum Spotte die bekannte Venusstatue aufstellen. Die Errichtung dieser über der verschütteten Grabgrotte verschaffte der Stätte für ein paar Jahrhunderte den Namen Venerarium. Die heil. Stätte wurde dadurch wohl entweiht und der Verehrung entzogen, aber nicht in Vergessenheit gebracht. Die Wallfahrten nahmen indeß ihren Fortgang. Cyrill weiß die Wallfahrten zum heil. Grabe bis auf die Apostelzeit zurückzuführen. „Aus aller Welt läuft man hier zusammen", sagt Hieronymus fast ungehalten, „die Stadt ist von allerlei Menschen voll und es herrscht ein solches Gedränge von Leuten beiderlei Geschlechts, daß was Du anderwärts zur Hälfte geflohen, Du hier zu ertragen gezwungen bist." Kaiser Konstantin verordnete die Aufdeckung des Grabes, und sieh'! wider Erwarten Aller kam das alte Felsengrab zu Tage. Das Erstaunen bezieht sich nicht auf den Fund, sondern auf die vollkommene Erhaltung des Grabes. —

Die heutige Grabkirche zeigt leider ein Konglomerat von Anbauten und ist in Klöstern, Moscheegebäuden, Magazinen und Ställen förmlich eingeschachtelt, so daß sie mit ihren beiden Kuppeln unter den Hunderten von Wölbungen der Stadt keine Totalansicht gewährt und nicht wie die Felsenmoschee frei hervorragt.

Wir haben schon oben vorübergehend erwähnt, wie in der heil. Grabkirche theilweise Zerstörungen durch Brand stattgefunden haben und zwar zuletzt im Jahre 1808. Es war nämlich am 12. Okt. jenes Jahres, daß nach Mitternacht auf Seite des griech. Klosters Feuer ausbrach, in den Convent der Armenier hinüberzüngelte und endlich auch den Grabdom ergriff. Morgens zwischen 5 und 6 Uhr stürzte das große Kuppelgewölbe nieder, wobei ein Balken auch die kleine Kuppel der heil. Grabkapelle eindrückte, ohne jedoch deren Inneres zu beschädigen. Aber alles Brennbare im Griechenchore und auf Golgatha ging zu Grunde.

Auch an die heiligsten Stätten wagt sich menschliche Verblendung, menschliche Verirrung und wüste Leidenschaft. Wer kennt nicht die tiefsinnige Ceremonie des „heiligen Feuers" in der kathol. Kirche? In der Engelskapelle der heil. Grabkirche wird die gleiche Idee unter

den Händen der Orientalen zum Aergerniß. Jährlich am Charsamstage wird von denselben durch eine länglichrunde Oeffnung in der Wand jener Kapelle das sog. „heilige Feuer“ dem Volke gereicht. Die erste Flamme, von der die Menge glaubt, sie komme vom Himmel, gilt als besonders rein und daher wunderwirkend. Unfruchtbare hoffen auf Kindersegen und finden sich Nachts an dieser Stätte zusammen und Frauen entblößen sich vor dem erscheinenden „Himmelslichte“. Jedermann will seine Lampe an der ersten Flamme entzünden und drängt sich herzu, so daß die ärgsten Auftritte und Balgereien entstehen. Also geht jährlich unter Cymbelspiel, Paukenschlag und tollen Sprüngen solch' heidnischer Lärm und Mummenschanz vor sich, daß man meinen möchte, es müßte wirklich Feuer vom Himmel fallen, um die heillose Rotte zu verzehren. Robert Curzon war 1834 Zeuge, wie beim furchtbaren Gedränge zum Empfang des heil. Feuers 300 Menschen umkamen und 200 schwer verwundet wurden. Die Franziskaner waren die ersten, welche sich gegen den griechischen Trug und Mißbrauch erhoben. Im Jahre 1834 predigte endlich auch der armenische Bischof gegen die Annahme, als steige das Feuer vom Himmel hernieder; aber das Volk hält an seinem Wahne fest und die orientalische Geistlichkeit wagt es nicht, die traurige Illusion zu zerstören, um vor der ungebildeten Welt nicht ihr Ansehen einzubüßen.

„So viel ist gewiß“, sagt Dr. Sepp, „so wie jetzt können die Zustände nicht bleiben. An hohen Festzeiten ist die heil. Grabkirche und ihr Vorplatz mitunter ein Schlachtfeld der Kirchenparteien, worauf dann die Popen in Prozession ihre im Kampfe für Gottes Sache erhaltenen Wunden und blauen Flecken triumphirend wie Märtyrer zur Schau tragen.“

Kaiserin Eugenie von Frankreich hat, allerdings ohne Erfolg, zu Anfang 1865 alle Fürstinnen Europa's eingeladen, einen Aufruf an die Gläubigen aller christlichen Konfessionen auf dem Erdkreise ergehen zu lassen, um den heil. Grabdom nach neuem Plane auszubauen, damit darin Raum für Alle sei.

Die Einwohnerzahl Jerusalems läßt sich annähernd auf 20—25,000 bestimmen. Nach den religiösen Bekenntnissen gliedern sich dieselben in Muhamedaner, Juden, lateinische Katholiken,

katholische oder unirte Griechen, schismatische Griechen, russisch-schismatische Griechen, katholische Armenier und schismatische Armenier, Kopten, Syrier, Abessynier und Protestanten.

In Jerusalem haben alle drei monotheistischen (eingottgläubigen) Religionen ihren Ursprung genommen und ihren Gegensatz ausgefochten. Aber der Halbmond hat sich siegreich behauptet, zur unaussprechlichen Trauer der Christen. Dort strahlt derselbe von der achteckigen Kuppel des Haram dem Kreuze zum Trotz. Die Juden sind aber offenbar am tiefsten gedemüthigt, denn sie besitzen kein Heiligthum mehr, sondern nur winzige, schmutzige Synagogen, jede Landessekte für sich. Dessenungeachtet sind sie verhältnißmäßig stark vertreten, nämlich mit 5—6000 aus allen Ländern der Welt, während die Muhamedaner 9000, die Christen aller Konfessionen blos 3000 ausmachen, wovon die Griechen gegen 2000, die Lateiner bei 1000, die Kopten u. a. m. nur wenige Hunderte zählen. Der Zahl nach sind also die Christen am schwächsten, aber auch ihre moralische Haltung ist keineswegs erbaulich und ihre gegenseitigen Anfeindungen und offenkundigen Zänkereien sind selbst den Muhamedanern ein Stein des Anstoßes. Die lateinische Kirche weicht in Palästina sichtbar vor der griechischen zurück; in ganz Syrien erheben sich neue griechische Kirchenbauten. Die Griechen spielen auch die Herren in der heil. Grabkirche, und doch steht Jerusalem faktisch unter dem Schutze der Großmächte und wird von ihren Konsulen regiert. Man sammelt, wirkt und spekulirt in der griechischen Kirche, um das heil. Grab vollkommen den „abgöttischen" Lateinern zu entwinden. Nur Eine — und zwar uns feindliche — Großmacht, Rußland, geht entschieden und selbstbewußt vorwärts. Der äußerste, letzte, allgemeinste und angeborendste Gedanke der byzantinischen (oströmischen) Kirche ist nach Fallmerayer der Besitz des heil. Grabes, und nur zu gerne würde sich ein byzantinischer Tasso die Befreiung Jerusalems von den Lateinern zum Gegenstande seiner Gesänge wählen. — Der gelehrte ungar. Missionär Prof. Hatala mißt in einem eigenen Buche 1857 den Russen sogar die Absicht zu, aus Jerusalem ein Anti-Rom zu machen. Bereits haben sie nördlich von der Davidsstadt ein Neu-Jerusalem mit einer Kirche von 7 Kuppeln erbaut, daneben ein

Hospital für 1200 Pilger und Wohnungen für den Bischof und Klerus. Der Bau kostete nicht weniger als 800,000 Rubel (circa 3 Millionen Franken) und weitere 200,000 Rubel (750,000 Fr.) hat der Kaiser zu gleichem Zwecke angewiesen. Es geht die gemeine Rede in Jerusalem, daß die Griechen, wenn auch unter fremden Titeln, bereits den dritten Theil der heil. Stadt zu ihrem Eigenthum zählen. Natürlich haben auch die protest. Mächte England und Preußen des Augenblickes wahrgenommen, um sich in Palästina festzusetzen.

Die Anglikaner und Amerikaner haben ihre geschlossenen Friedhöfe am äußern Sion, wo auch die Lateiner und Griechen, jede Partei in einem besonders ummauerten Raum, ihre Todten bestatten. Welchen Eindruck muß diese Zersplitterung der Christenheit auf die feindseligen Moslimen machen. Darüber haben aber die Juden am wenigsten Ursache rügend sich auszusprechen, da sich ihre eigenen Parteien gegenseitig verketzern und verdammen. Uebrigens begraben sie die Ihren im Thale Josaphat, während die Moslimen verschiedene Orte für ihre Grabstätten gewählt haben.

Der Präsident der Pater Franziskaner wagte vor ca. 30 Jahren bei der Beerdigung eines portugiesischen Bruders zum erstenmal — wer weiß seit wie langer Zeit — ein Kreuz, wenn auch sehr niedrig gehalten, im Leichenzuge tragen zu lassen und der Patriarch Valerga unternahm am 1. Juni 1872 das früher Unmögliche, die erste öffentliche Frohnleichnamsprozession in den Gassen Jerusalems zu feiern.

Die Juden Jerusalems sind wie überall sich selbst gleich. Geht man durch die Juden-Gassen, so hört man von fast nichts Anderem reden, als von dem Stand der europäischen Staatspapiere, von Percents und Fünftels. Das ist ihre Hauptthätigkeit und die Wissenschaft, der sie eifriger huldigen als jeder andern. Dabei ist ihre Unwissenheit zum Erstaunen. Der Wiener Israelit Dr. Fränkl erzählt selbst: Ein als gelehrter Rabbi geachteter Jerusalemer habe ihm auf die Aeußerung, er wolle nach den Bergen Ebal und Garizim reisen, seine Verwunderung mit den Worten kundgegeben: „Sind denn die nicht 1000 Meilen weit von hier?“ Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, noch daß es einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Auffallend ist bei ihnen schon der Mangel der werthvollsten

talmudischen Schriften. Uebrigens ziehen die Juden in Jerusalem eine noch so schmutzige und elende, wenn nur arbeitslose Existenz dem reichlichsten Brode vor, das sie im Schweiße ihres Angesichts genießen müßten.

Charakteristisch für das Leben und Treiben der Juden in Jerusalem ist gewiß auch ihr wöchentlicher Besuch der sog. Klage-mauer.

Im Westen des Haram ist ein Stück kahle Mauer mit gewaltigen Felsenquadern, der letzte Rest salomonischer Herrlichkeit. Am Fuße dieser Mauer klagen die Juden, die man namentlich jeden Freitag Nachmittag dort findet. Ströme von Thränen rinnen nieder auf das abgegriffene Buch der Magillot, in denen die Klagelieder stehen. Mädchen mit aufgelösten Haaren drücken ihr Angesicht an die zerklüftete Mauer, alte Frauen in langen weißen Faltengewändern breiten ihre Arme bittend aus; baarfüßig kauern Jünglinge und Greise am Boden und schluchzen. — Es ist etwas Großartiges um diesen Schmerz eines Volkes, das 17 Mal seine Hauptstadt in Trümmer fallen sah und seine Blicke hoffend auf Zion richtet. Geschlechter um Geschlechter sprechen hier ihr uraltes Jammerlied, den 137. Psalm. Es sind die Sterbeseufzer einer Nation über ihr unter-gegangenes Kirchen- und Staatswesen. Hier erfüllt sich jeden Freitag Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr, um die Zeit des Kreuztodes, der Weheruf Christi: „Weinet über euch und eure Kinder!"

Gedenken wir noch, bevor wir Jerusalem verlassen, der armen Aussätzigen, mit Ausnahme der Irren, wohl die bedauerns-werthesten Menschen auf Erden. Den Aussatz nannte man Mal di S. Lazaro. Es gibt keinen erbärmlicheren Anblick als diese Unglücklichen, mit halb abgefaulten Fingergliedern, mit ihrer gerunzelten Haut wie getrocknete Feigen, ihr Angesicht angefressen, mitunter ohne Augen, ihre Hände verkrümmt. Ihr Verhältniß zur gesunden Bevölkerung gibt Dr. Tobler wie 1 zu 600 an. Während den Kreuzzügen war in Syrien der Orden des heil. Lazarus von Jerusalem für Pflege der Aussätzigen entstanden und Lazarethe für solche kamen seit den-selben in ganz Europa auf und haben ihr Vorbild an dem Stifte von Bethanien. Der Aussatz scheint ein Erbübel Jerusalems zu sein und

wer weiß, ob die Hiob und Lazarus in Palästina je aussterben werden. Während Dr. Tobler in seinen „Denkblättern aus Jerusalem" von schlechten, von Stein roh gemauerten und mit Lehm und Reisig bedeckten Hütten der Aussätzigen in der Gegend des Zionsthores spricht und der türkischen Regierung wegen gänzlicher Vernachlässigung dieser bedauernswerthen Menschenklasse tüchtig den Text liest, erwähnt ein anderer Reisender schon eines Aussätzigen-Hauses, einer Versorgungsanstalt, die seit 7 Jahren eingerichtet ist und unter Leitung eines deutschen Hausvaters stehe.

Vom Oelberg aus gesehen ist es zunächst der Tempelplatz (Haram esch-Scherif) mit dem Felsendom (Kubbet es Sachra), was dem Beschauer in die Augen springt, eine uralte Kultusstätte; denn schon Abraham wird bei Anlaß der Opferung Isaaks mit dieser Stätte in Verbindung gebracht, auch der Altar, den David erbaute, soll da gestanden haben. Dieselbe Stelle wurde von Salomo zum Bau des ersten Tempels auserseher; hier hat auch der zweite Tempel, von den Juden nach ihrer Rückkehr aus dem Exil errichtet, sowie endlich der dritte von Herodes erbaute, gestanden. Bis vor 20 Jahren war der ganze Tempelplatz mit geringen Ausnahmen nur den Muslimen zugänglich, denn das Haram von Jerusalem ist ihnen nach Mekka der heiligste Platz. Erst seit dem Krimmkrieg steht den Fremden der Besuch gegen Bakschisch offen. Der Felsendom (Kubbet es Sachra) ist ein großes stattliches Octogon (Achteck). Das Innere ist reichlich und glänzend ausgestattet; das Merkwürdigste aber, was der Felsendom in sich schließt, ist der sog. heilige Fels, von dem das Gebäude seinen Namen trägt. Die jüdische Ueberlieferung erzählt, daß Abraham und Melchisedek hier geopfert haben, daß Abraham hier den Isaak opfern wollte und Jakob diesen Felsen gesalbt habe. Weil er als der Mittelpunkt der Welt angesehen wurde, war angeblich auch die Bundeslade auf ihn gestellt. Viele andere Sagen und Einzelheiten knüpfen sich an ihn, die aber meist so blödsinniger Art sind, daß man Bedenken tragen muß, sie nachzuerzählen. In der Nähe des „Felsendoms" steht noch ein anderes merkwürdiges Gebäude, die Moschee el-Aksa, ein großer Complex von Gebäuden. Die erste Anlage rührt von dem oströmischen Kaiser Justinian her

und soll eine Basilika zu Ehren der heiligen Jungfrau gewesen sein. —

Hat der Pilger in Jerusalem noch das Grab der Maria in der Nähe des Gethsemane, die Gräber der Propheten, die Gräber des Königs Josaphat, des Absalon, des Zacharias, die Gräber der Könige und Richter, Hakeldama oder den Blutacker besucht, so wird er so ziemlich erschöpft haben, was diese Stadt an Sehenswürdigkeiten bietet und er wird sich zu weitern Excursionen in Palästina anschicken.

Das erste, was sich uns darbietet, ist eine Rundreise nach Bethanien, Jericho nach dem Jordan und dem todten Meere, nach dem Kloster Mar-Saba, Bethlehem und zurück nach Jerusalem.

Morgens 9 Uhr den 7. November stiegen wir vor der Pforte der Casa nuova zu Pferde, um in Begleitung eines Dragoman, eines Eseltreibers, dreier Pferde und zweier bewaffneten Beduinen, welch' letztere uns von dem Schech Abu Dis mitgegeben wurden, diese Reise anzutreten.

Der Weg von Jerusalem nach Jericho ist einzig in seiner Art. Es erfüllt die Ost- oder Jordanseite mit ihrer Verlassenheit und mit der langen Zeile ihrer hohen, traurigen Kalkwände mit ihrem todten Steingerölle und ihrer zerrissenen Stürze das Gemüth des fremden Wanderers mit der trübsten Melancholie. Dabei ist die Gegend von großem Styl, malerisch, oft grauenhaft schön. Ein Reisender beschreibt dieses Landesgebiet meisterhaft mit folgenden Worten: „Es ist eine Gegend, die von aller Kultur und von aller Vegetation entblößt ist. Ein dunkles Aschgrau bedeckt wie ein Leichentuch das ganze Land. Beinahe alle Berge haben ein vulkanisches Aussehen und es ist unmöglich, dem Gefühle der Traurigkeit, welches diese Gegend einflößt, lange zu widerstehen. Es ist eine Beklommenheit des Herzens, ein Schmerz für die Augen. So weit diese reichen, sieht man Nichts als schwärzliche Bergketten, ein grenzenloses Labyrinth von Gebirgspässen von allen Formen, zerrissen, zerbrochen, in riesenhafte Stücke gespalten, mit unergründlichen Schluchten, wo kein Baum, kein Gras, keine Blume, kein Moos zu entdecken ist." Man hatte also Grund genug, den Schauplatz

der Parabel vom barmherzigen Samaritan in diese Gegend zu verlegen.

Die Oliven, die bis zum Ausgange Bethaniens, dem Lieblingsaufenthalte unseres Herrn, ein so freundliches Ansehen bieten, verlieren sich sofort und man sieht sich plötzlich in eine Wüste versetzt, wie sie oben beschrieben ist. Auf der antiken Straße, eine Viertelstunde von Bethanien abwärts, erreicht man den Apostelbrunnen, wo der Herr mit seinen Jüngern oft geruht und sich erquickt haben mag, auf einem Wege, wo bis kurz vor Jericho keine anderen Quellen zu finden sind und wo der Wanderer sich glücklich fühlt, wenn er unter dem Schatten eines überhängenden Felsen rasten kann. Auf diesem Gange trug Christus, vom sogenannten Mordthale heraufkommend, die „Parabel vom Königssohne" vor.

Endlich windet man sich aus dem Gebirge heraus und gewinnt die volle Ansicht des Gôr oder der Jericho- und Jordanebene, das arabische Gebirge im Hintergrunde, und man steigt hinab, bis man in der tiefsten Niederung der Erdoberfläche angekommen ist.

Hier stehen wir auf dem Boden der zweiten Stadt Judäa's in den Tagen Christi, auf dem Boden Jericho's, ohne durch mehr als bemerkbare Ruinen an ihr einstiges Dasein erinnert zu werden; dreimal hat sie das Fluchurtheil der Zerstörung getroffen. Vollständiger als Jericho ward wohl noch keine Stadt geschleift. Antonius hatte einst dieses Gebiet von Jericho der Cleopatra geschenkt, dieses aber wieder an Herodes verkauft, der die Stadt zu seiner Winterresidenz erhob, mit Prachtgebäuden schmückte und auch dort starb. Trostlos blickt sich die Landschaft an, wo einst Balsamstauden dufteten und majestätische Palmen ihre Kronen wiegten. Nun scheint die Ebene, bar jeder Pflanze, für immer zur unfruchtbaren Brache verdammt, und es gleicht das Umland einer ausgedörrten Kalkgrube. Die sagenhaft berühmte Rose von Jericho (Anastatica), auch die „Blume der Auferstehung" geheißen, blüht nicht mehr hier, dagegen in den Sandebenen des südlichen Palästina und in Arabien; auch im versteinerten Walde bei Kairo soll sie getroffen werden. Wer hat

nicht schon davon gehört, daß dieses elastische Wurzelgeflecht in der Weihnacht seine verschlossenen Zweige im Wasser öffne und gleichsam neu aufblühe: wunderbar sei diese Kraft selbst an 700jährigen Exemplaren erprobt; es ist jedoch erwiesen, daß diese Oeffnung des Kelches nicht nur zur Weihnacht, sondern auch zu jeder andern Zeit des Jahres im Wasser vor sich geht.

Die Górbewohner sind ein auffallend brauner und schwächlicher Menschenschlag in dem tropischen Klima des Tiefthales, ihre Wohnungen traurige, aus Lehm und Reisig aufgeführte Hütten. Im Vergleich mit den Höhlen des jetzigen Dorfes Richa und der schwarzen Zelten von Ziegenhaaren, mögen unsere Viehställe noch stattliche Wohnungen genannt werden. Das sog. Kastell von Richa, ein ca. 40′ hoher viereckiger Thurm, der dem Einsturze nahe ist, ist noch der einzige Repräsentant des stolzen Jericho.

Wir hatten die Nacht vom 7. auf den 8. November in einer Art Locanda in der Nähe von Richa zugebracht, eine ärmliche Lehmhütte, wo wir auf hartem Lager vor lauter Ungeziefer keine Ruhe und keinen Schlaf finden konnten.

Morgens 5 Uhr den 8. November (es war mein 75. Geburtstag) bestiegen wir unsere Pferde und ritten dem 1½ Stunden entfernten Jordan zu, meist durch Staub und Sand und distelartiges Gestrüpp. Der Name Jordan klingt durch die ganze Welt, es ist ein Fluß, den zu schauen Christ und Jude kein geringeres Verlangen haben, als ein fernwohnender Bramine den Ganges. An den Jordan knüpfen sich die Erinnerungen aus der ältern Geschichte des Volkes Gottes bis auf die Tage, da Johannes der Täufer an seinem Ufer Zeugniß von der Sendung Jesu Christi ablegte.

Schon lange ehe wir den Fluß erreichten, hatte verworrenes Geschrei an unser Ohr getönt und als wir endlich nahe kamen, rollte sich vor uns eine Szene auf, die jeder Beschreibung spottet. Eine ca. 200 Köpfe starke Karavane von Arabern und Beduinen setzte mit Sack und Pack, mit Eseln, Maulthieren, Pferden und Kameelen über den ziemlich rasch fließenden Strom, um in das moabitische Gebirge hinüber zu gelangen. Der Lärm war sinn-

betäubend. Das Geschrei der Menschen, das Ih Ah der Esel, das Wiehern der Pferde, das dumpfe Stöhnen der mißhandelten Kameele, das Rufen der hin- und wiederschwimmenden nackten Araber, der Hülferuf der sich ängstlich an die Mütter anklammernden Kinder und alten Weiber, wenn sie sich mitten im Strome von den reißenden Wogen umgeben sahen, kurz das ganze Bild erinnerte an den Uebergang des israelitischen Volkes über den Jordan, wie er vor 2000 Jahren und mehr stattgefunden hatte, nur mit dem Unterschiede, daß jener trockenen Fußes geschah.

Die interessanteste Stelle am Jordan ist die von der Tradition bezeichnete Taufstelle Jesu Christi, wo Johannes der Täufer gegen die Laster und das Verderbniß der Welt seine Donnerworte sprach, er, von dem Christus sagte, „daß nie ein Größerer vom Weibe geboren sei".

Der Jordan ist der größte Fluß in Palästina. Er entspringt am Fuße des Antilibanon, fließt durch den See Merom und Genesareth und ergießt sich endlich in das todte Meer, wo er sich verliert. Sein Lauf ist mitunter reißend. Das Flußbett des Jordan, meistens mit hohen Bäumen, Tamarisken, Weiden, hohem Schilf und üppigem Grün umgeben, ist ungleich; unweit Jericho wird die Breite zu 60—90 und die Tiefe zu 6—10 Fuß berechnet. Das gelbliche Wasser, mehr lau als kalt, ist trinkbar und enthält viele Fische.

Von der Taufstelle, die von vielen Tausend Pilgern jährlich als Badstelle benutzt wird, hat man einen Ritt von 2 Stunden, um an die Gestade des todten Meeres zu kommen. — Ueber dieses todte Meer waren bis auf die letzte Zeit noch die abenteuerlichsten Gerüchte und Sagen im Umlauf. Sie sind nun aber verschwunden, die Schrecknisse, welche die Unkenntniß der Gegend, verbunden mit einer aufgeregten Phantasie der Pilgrime im Laufe von anderthalb Jahrtausenden über das Grauenhafte des „Todten Meeres" gebildet hatten. Wir fanden eine weit und majestätisch ausgespannte, spiegelglatte Wasserfläche, über der ein klarer heiterer Himmel lag, ein krystallhelles Wasser, umgeben von großartigen Naturschönheiten, die sich um so zauberischer und geheimnißvoller

darstellten, da sie in einen schleierartigen Höherauch eingewickelt waren. Insoweit aber verdient das todte Meer allerdings diesen übelklingenden Namen, als es der bleibende Zeuge der Katastrophe ist, von der uns die heil. Schrift berichtet, nämlich des Untergangs der Lasterstädte Sodom, Gomora, Adama, Zeboim und Bela. Es verdient ferner diesen Namen, da seine Ufer und Gegenden von Menschen ganz unbewohnt sind, kein Schiffchen auf dieser weiten Fläche zu erblicken ist und endlich kein lebendes Wesen, welcher Art es sei, in diesem salzigen, mit Erdpech und Schwefel geschwängerten Wasser leben kann.

In der Untersuchung des todten Meeres überflügeln die transatlantischen Yankee-Gelehrten, namentlich eines Robinson und Lynch, durch ihre nachhaltigen und epochemachenden Entdeckungen unsere europäischen Palästinareisenden. Lynch, ein junger, aber strenggeschulter Seeoffizier, ist derjenige, der unter allen Sterblichen zuerst aus dem See Tiberias (Genezareth) zu Schiffe auf dem Jordan in das todte Meer herabgekommen ist, der den Jordanspalt in seiner ganzen Länge und die Salzseefläche in ihrer ganzen Ausdehnung rund umher wissenschaftlich untersucht hat. Es ist hier nicht der Ort, auf die Ergebnisse seiner Forschungen näher einzugehen; wir erwähnen summarisch nur wenige Punkte. Für's Erste ist nun gewiß, daß die meisten der vorgefaßten Meinungen sich als unbegründet erwiesen haben, wie jene von der Unbeweglichkeit und dem üblen Geruch des Wassers, von der trostlosen Oede, vom Mangel alles Pflanzengrüns, von der Unmöglichkeit des thierischen Lebens an und über dem See. Salzgehalt und Dichtigkeit des Wassers sind allerdings so bedeutend, daß sich der thierische Körper hier leichter als anderswo im Gleichgewichte hält. Ein muskulöser, starker Mann bleibt ohne Anstrengung bis an die Brust über Wasser. — Auch die Sage von der tödtlichen Atmosphäre des Salzmeeres darf nicht zu strenge gedeutet werden, da man beobachtet hat, daß Wildenten, Schnepfen, Reiher, Schwalben, weiße Möven und Schmetterlinge ohne Gefahr über dem Wasser schwebten und ununterbrochen frisches Leben ankündigten. Vierfüßer größerer Art finden in den Schluchten und Bergöden

Nahrung und Aufenthalt. Diese Beobachtungen beweisen, daß die Luft am Wasser und über dem Wasser des todten Meeres überall gesund und dem animalischen Leben förderlich ist. Daß aber im Wasser des todten Meeres selbst weder Fische noch auch Pflanzen leben können, ist heut eine unbestrittene Thatsache. Geräth durch Zufall oder von der Strömung fortgerissen irgend ein harmloser Bewohner des sehr fischreichen Jordans in die Salzfluth, so wird er seine Wanderlust mit dem Leben bezahlen. Nicht einmal Molusken nährt die Fluth. De Sauley nennt das Wasser des todten Meeres dem Geschmacke nach das abscheulichste, das in der Welt existirt. Die größte Tiefe des todten Meeres, vom Wasserspiegel bis auf den Grund und Boden, hat Linch zu 1308 engl. Fuß gefunden. Die größte Breite des See's ist $4^1/_2$, seine Länge 20 Stunden und kann daher mit der Ausdehnung des Boden- oder Genfersee's verglichen werden. Er hat nur einen Hauptzufluß, den Jordan, aber keinen Abfluß und all sein Wasser verdunstet.

Nach einer durch Ingenieur Dale gemachten Nivellirung vom todten Meere über Jerusalem bis Jafa am Ufer des Mittelmeeres hat sich die auffallende Thatsache ergeben, daß der Spiegel des todten Meeres 1225 Pariserfuß unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegt, was eine starke Erhöhung der Temperatur zur Folge hat und im Sommer eine wahrhaft tropische Hitze erzeugt.

Ueber die Ursachen, welche eine so außerordentliche Beschaffenheit des todten Meeres hervorgerufen haben, über seine Entstehung, seinen außerordentlichen Salzgehalt und über die Lösung der Frage: ob nicht der Jordan früher seinen Lauf bis in's rothe Meer fortgesetzt habe, existiren großartige Abhandlungen, auf die hier selbstverständlich nicht eingetreten werden kann.

So viel Anziehendes und Merkwürdiges diese Gegend hat, so wendet man sich doch gerne weg aus der unheimlichen Todtenstille, welche da herrscht und nimmt seine Richtung den Bergen zu, und willig lebt man der Hoffnung, wieder auf lebende Wesen und namentlich auf seines Gleichen zu stoßen, wenn auch der Weg durch

die Wüste Ziph sehr steil ist und durch grausige Schluchten und zerrissene Felsen führt.

Die erste bewohnte Stätte, welche man trifft, ist das von griechischen Mönchen besetzte Kloster des heiligen Saba, kurzweg Mar Saba genannt, das wie ein Adlernest und wie eine trotzende Festung am schwindelnden Felsen der Kidronschlucht klebt. Vor einem Jahrzehnt haben die Griechen bis auf eine Entfernung von einer halben Stunde vom Kloster eine ordentliche, mit vielen Stützmauern versehene Straße von 10 Fuß Breite angelegt, vorläufig noch die beste in ganz Syrien.

In den sechs ersten christlichen Jahrhunderten war diese Kidronschlucht von Tausenden von Einsiedlern (Anachoreten) bewohnt; aber schon beim ersten Einfall der Araber fanden die meisten dieser Höhlenbewohner unter dem Mordstahl fanatischer Menschen den Tod. (In einer Höhle des Klosters sieht man als Wahrzeichen dieser grausenhaften Thatsache 3000 Schädel in Pyramidenform aufgehäuft.) — Der Rest der Ueberlebenden wollte den vom Blute so vieler Märtyrer gedüngten Boden nicht verlassen und baute zu seinem Schutze feste Mauern und Thürme, die terrassenförmig gestellt sind. Die Zellen der Mönche sind theilweise noch die alten, in den weichen Kreidefels eingegrabenen Höhlen. Mar Saba ist wohl das älteste Kloster in Palästina. Zum Ruhme von Mar Saba trägt nicht wenig seine Bibliothek bei; überhaupt besteht es als ein ehrwürdiges Denkmal der ältesten Zeit der Kirche. Die meisten Mönche starben eines gewaltsamen Todes.

Von Mar Saba aus hat der Pilger die Wahl, seine Schritte nach Jerusalem oder nach Bethlehem zu lenken. Wir verließen den 9. November das gastliche Kloster, wo wir Nachtquartier genommen hatten, Morgens früh bei Sonnenaufgang und herrlichstem Wetter. Meistens ritten wir über Höherücken hin, was uns gestattete, rückwärts schauend, öfters noch Streifen des todten Meeres, und vorwärts blickend, Theile von Jerusalem und den Oelberg, später aber gerade vor uns das hoch thronende, anmuthige Bethlehem zu sehen, Bethlehem Ephrata, mit nichten die kleinste

unter den Städten Juda. Dieser Name überstrahlt denjenigen von tausend anderen, sonst hochberühmten und ihn kennt der ganze Erdkreis als die Stadt Davids, in welcher ist geboren Christus der Herr! — Bethlehem imponirt durch seine herrliche Lage, noch mehr durch die großartige Kathedrale, welche im Jahre 330 von Constantin gegründet und durch die Kaiserin Mutter Helena über der Geburtsstätte Jesu erbaut wurde. Wunderbar ist diese Basilika, die älteste der Welt und der Prachtbau ist ohne Brandunglück oder sonstige Zerstörung seit Helena's Tagen ziemlich unversehrt erhalten. Diese Basilika über der Geburtsgrotte stellt sich unbedenklich neben jene des Petrus, Paulus und Johannes in Rom. Erfreulich ist, daß sowohl Dr. Sepp als Dr. Tobler in die Aechtheit der Geburtsstätte nicht den geringsten Zweifel setzen. Das große palastähnliche Kloster, in welches sich Lateiner, Griechen und Armenier theilen, steht am äußersten Flügel des halbmondförmig am Berge hinziehenden Bethlehem. Hier war nach dem unbestrittenen Zeugnisse schon der ersten christlichen Jahrhunderte Christus geboren. Hier war die Stätte, wo Er, den Himmel und Erde nicht umfassen, in Kindesgestalt erschien. Wie verständlich wird der Seele an diesem Ort jener Zug der Liebe und Verehrung, der in dem Kirchenvater Hieronymus den Entschluß zur Reise brachte, neben der heil. Grotte eine anstoßende Höhle zu seinem künftigen Aufenthalte und Sterbeort zu wählen. In einem dritten Ort der Höhle haben auch die heldenmüthigen römischen Frauen Paula und Eustochia das Gleiche gethan.

Bethlehem ist ein Ort zum Beten — schreibt Dr. Sepp — und wer es verlernt hat, könnte es in der Grotte wieder lernen, wo dem Pilger unbeschreiblich um's Herz ist, um in feierlicher Zurückgezogenheit seine Gedanken zu sammeln. Im Jahre 1752 waren die Lateiner (römisch-katholische) noch die einzigen Eigenthümer der heiligen Orte zu Bethlehem. Aber 1757 setzten die Griechen mittelst Bestechung des Großveziers Raghib Pascha es durch, daß ihnen die große Kirche zu Bethlehem nebst einem Schlüssel zur Kapelle der Geburt Christi willkürlich von der Pforte zugesprochen ward und 1840 wurden von der ägyptischen

Regierung dem griechischen und armenischen Patriarchen ihre Besitztitel an den heil. Stätten garantirt. Damit war aber auch der Zankapfel in das bisher so friedliche Convent geworfen.

Man rühmt den schönen Menschenschlag, die natürliche Noblesse und die Sittenstrenge der Bethlehemiten.

In der Nähe von Bethlehem, wo das Licht ausging, das die Welt erleuchtet, liegt das Feld der Hirten, wo schon David die Schafe des Isai's, seines Vaters hütete, wo Samuels Prophetengestalt über das Feld ging, um den Sohn Isai's zu suchen und zum Könige zu salben; wo die Moabitin Ruth, die Stammmutter Davids, die Aehren auflas. — Dort waren in jener ersten Christnacht die Hirten versammelt, als die Klarheit des Herrn um sie leuchtete und es wird uns da, als ob wir heute noch den Gesang auf dem Felde hörten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind".

Besondere Besichtigung verdienen in der Umgebung von Bethlehem die „Teiche Salomonis", aller Vermuthung nach zu dem Zwecke erstellt, die Stadt Jerusalem mittelst künstlicher Leitungen mit Wasservorrath zu versorgen; ferner die gepriesenen „Gärten Salomonis"; endlich der „Frankenberg", von welchem gesagt wird, daß dieser Posten noch 40 Jahre nach dem Falle Jerusalems von den Franken, einem Rest der Kreuzheere, behauptet worden sei. —

Wir verließen Nachmittags den 9. November das liebliche Bethlehem und das gastliche Kloster der Lateiner, das auch an uns seine Gastfreundschaft erwiesen hatte, um über das Thal Rephaim, bekannt durch Davids Sieg über die Philister, beim Eliaskloster und dem Grabmal der Rachel, der Patriarchenfrau (die hier am Wege nach Ephrata den „Sohn der Schmerzen", ihren Benjamin gebar und starb) vorbei, nach Jerusalem zurückzukehren, wo wir uns in der Casa nuova von den nicht geringen Strapazen vergangener drei Tage erholten.

Manche Pilger, denen Mittel und Zeit zu Gebote stehen, dehnen ihre Reise von Bethlehem noch mehr südwärts, nach der

6 Stunden entfernten Stadt Hebron aus, von den noch existirenden Städten der heil. Schrift die älteste. Hier lebten und wandelten die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, und hier wurden sie alle begraben sammt ihren Frauen. Von Hebron zogen Jakob und seine nächsten Verwandten über Bersaba nach Aegypten hinab zu Joseph. Hebron war über sieben Jahre königliche Residenz Davids und dort wurde er von Samuel zum Könige über ganz Israel gesalbt. Das imposanteste Gebäude der etwa 10,000 Einwohner zählenden Stadt ist die Moschee el-Haram, die sich über den Gräbern Abrahams und der anderen Patriarchen erhebt und eins der merkwürdigsten Baudenkmäler in Palästina ist.

In Reiseberichten wird die Landschaft gegen Hebron als wundersam freundlich beschrieben, da es bis zu den Höhen hinauf angebaut. Weinberge und Getreidefelder bedecken die Gegend. Humboldt erklärt das Klima der Lage von Hebron für das ächte Weinklima, da es so reichen und edlen Ertrag fast ohne Menschenpflege bietet. Von Juli bis November wird Jerusalem auf das Reichlichste mit dieser köstlichen Frucht von Hebron aus versehen, dessen Weinberge zu den ausgedehntesten in Palästina gehören. Mit Grund vermuthet schon Robinson, hier habe das Traubenthal gelegen, aus welchem Josua und Kaleb die Riesenfrucht nach dem Lager Israels brachten.

Eine halbe Stunde westlich von der Stadt steht die weltberühmte Eiche Abrahams (Quercus ilex), auch ägyptische Eiche genannt, ein Baumriese, der für einen Ueberrest des Haines Mambre gilt. Diese Eiche (oder vielmehr der Stockausschlag der ursprünglichen) soll die Stätte bezeichnen, wo Abraham die gesegnete Hütte aufschlug, darin der Dreipersönliche Einkehr nahm und dem Vater der Gläubigen zum Abschied einen Sohn verhieß, ob auch Sara lachte. Jedenfalls ist die heil. Eiche zu Mambre die größte im gelobten Lande und der merkwürdigste Baum der Erde. — Hebron ist die Stadt Adams und Abrahams, wie Jerusalem die Stadt Davids und Christi ist.

Kaum wird ein Pilger, der das heil. Land bereist, versäumen, seinen Weg vom Zentralpunkt Jerusalem mehr nach Norden auszudehnen und Nazareth, den Wohnort der heil. Familie, aufzusuchen.

Der letzte Eindruck, den man von Jerusalem mitnimmt, ist ein sehr gemischtes Gefühl, der Grundton ist aber meist tiefe Trauer und Wehmuth über die furchtbare Erfüllung des alten Bannfluches, womit Gott dies Land, das „vor ihm (dem Fluche) ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde ist", geschlagen und seine Bewohner heimatflüchtig und ruhelos unter alle Völker der Erde geworfen hat.

Denn in Wahrheit, was ist das heutige Palästina? Oft nur Berge ohne einen Stamm oder Strauch, Thäler ohne Wasser, Seen und Flüsse ohne Schiffe, Ebenen ohne Kultur, zahlloses kahles Gestein, lauter Ruinen und Leichenäcker, alte Grabhöhlen und zerfallene Denkmäler einer glänzenden Vorzeit.

Mit dankerfülltem Herzen für die gute Aufnahme und ausgezeichnete Bewirthung nahmen wir den 12. November Nachm. 2 Uhr von dem freundlichen Präsidenten des Franziskanerkonvents in Jerusalem Abschied. Ein Mukari, den wir mit zwei Reitpferden und einem Lastthier (Mula) gemiethet, hatte uns in 3½ Tagen nach Nazareth zu bringen. Die Reise sollte über Ramallah, Nabulus, Djenin und über die Ebene Esdrelon gehen.

Wir passirten das Jafathor, durch welches wir in Jerusalem eingezogen, und nahmen unsere Richtung bei den großartigen Gebäuden der russischen Niederlassungen vorbei, nach den Gräbern der Könige und stiegen von da in das obere Kidronthal hinab. Auf der darauffolgenden Hochebene dahinreitend, hat man Gelegenheit, zuweilen noch einen letzten Blick auf die höchsten Kuppeln der heil. Stadt Jerusalem und den grausteinigen Oelberg zu werfen. Abends 5 Uhr erreichten wir unser erstes Nachtquartier Ramallah und stiegen bei einem Weltgeistlichen ab, der für den Empfang einiger wenigen Reisenden nothdürftig eingerichtet ist. Wir waren jedoch nicht wählerisch und begnügten uns gerne mit den vorgesetzten Fastenspeisen und den harten Betten. Unser Mukari schlief — auch nicht auf Rosen gebettet — vor dem Hause unter freiem Himmel, in ein paar rauhe Decken eingewickelt auf harter Erde neben seinen Pferden und dem Maulthiere und schnarchte nach Herzenslust. Unser Quartier beherrschte übrigens eine großartige Aussicht über das Dorf und die

Gegend nach dem mitelländischen Meere, das man mit bewaffnetem Auge noch entdecken konnte.

Morgens den 13. November bei Tagesanbruch saßen wir wieder zu Pferde, um unsere Reise nach Nabulus fortzusetzen. Der Mond spiegelte sich auf der Fläche des Mittelmeeres. Die Wege waren schlecht, mitunter sogar gefährlich; die Gegend bald öde, bald fruchtbar mit Oliven- und Feigenbäumen besetzt. Endlich führt der Weg um die Nordostecke des Garizim herum und man gewahrt rechts unten im Thale, genau in der Thalmündung den sog. Jakobsbrunnen (Cysterne), wohin bekanntlich der Schauplatz des Gespräches zwischen Christus und der Samariterin verlegt wird. Man gelangt bald in das fruchtbare Thal von Nabulus hinunter, welches links vom Berge Garizim, rechts vom Berge Ebal mit seinen kahlen, nackten Schichten enge eingegrenzt ist. Endlich steht Nabulus (das alte Sichem) vor uns, mitten im Lande Canaan gelegen. Der erste Eindruck von ferne ist ein großartiger. Man kann dieses aber fast von allen größeren orientalischen Städten sagen: sie sind wundervoll und malerisch, so lange man sie von ferne und durch das geheimnißvolle Prisma der Erinnerungen ansieht; wie man sich ihnen aber nähert oder gar ihr Inneres betritt, verschwindet die Illusion und Poesie und es bleibt nur noch die traurigste und nüchternste Wirklichkeit.

Diese Erfahrung sollten wir auch an Nabulus machen, als wir in das Thor der Stadt hineinritten.

Von dem 7—8stündigen Ritte sehr ermüdet, stiegen wir nach Sonnenuntergang bei einem Weltpriester ab, wo man es puncto Reinlichkeit und Comfort nicht strenge zu nehmen hatte. Während der Nacht änderte sich das Wetter und unter dem Heulen des Sturmes fiel reichlicher Regen, der erste seit unserem Aufenthalte im Orient, über Stadt und Land.

Das alte Sichem war der erste Ort, bei welchem Abraham und später auch Jakob ihre Lager aufgeschlagen hatten. Die Erinnerungen reichen daher auf 4000 Jahre zurück. In den Römerzeiten erhielt sie dem Kaiser Vespasian zu Ehren den Namen Flavia Neapolis, welcher dann in späterer Zeit in Nabulus umgeändert wurde. Herrlich liegt Nabulus und das Thal, welches reich an Bächen ist, im Schutze der

beiden Berge Ebal und Garizim, zwischen welchen Josua einst die große Versammlung der Stämme hielt, wobei das Volk seinen Eid auf die religiöse Konstitution ablegte; inmitten des Thales stand die Bundeslade. In der Nähe der Stadt zeigt man die Grabmäler des Patriarchen Joseph, des Helden Josua und des Hohenpriesters Eleazar. Man hat wohl recht, die jetzige Stadt Nabulus die schmutzigste Stadt in ganz Palästina zu heißen, daher es nicht auffallen mag, daß man hier so viele Aussätzige findet. Das Pflaster ist womöglich noch schlechter als in Jerusalem. Trotz diesen Uebelständen ist der Markt in Nabulus, besonders in Wolle und Baumwolle, ziemlich wichtig und es herrscht im Ganzen eine thätige Industrie, namentlich in Seifensiedereien. Wasser ist im Ueberfluß vorhanden und rauscht durch alle Straßen. Einen angenehmen Kontrast bildet der Stadt gegenüber die Umgegend, die äußerst fruchtbar und sorgfältig angebaut ist. Das Auge weidet sich an wahren Waldungen von Oelbäumen, Mandel-, Nuß-, Feigen- und Pistazienbäumen, mit dem dichtesten Gebüsch von Limonen, Orangen, Lorbeer und Granaten, untermengt mit reichen Gemüsegärten.

Bis auf diesen Tag befinden sich in Nabulus seit mehr denn zwei Jahrtausenden als Sekte noch ein Rest von etwa 150 Gliedern der alten Samaritaner, die Christus öfters als Muster zur Nachahmung darstellte. Der Name Samaritaner war bei den Juden ein Spottname, auch gingen die Jünger Jesu anfänglich nicht nach Samarien, um zu predigen. Der Haß zwischen Juden und Samaritanern besteht noch bis zur Stunde.

Der während der Nacht eingetretene Regen dauerte auch am Morgen des 14. November zur Zeit unserer Abreise, von heftigem Wind begleitet, noch fort. Wir mußten uns auf das Unangenehmste gefaßt machen, doch wir schickten uns in das Unvermeidliche und bestmöglichst in unsere Mäntel eingehüllt, trotzten wir Sturm, Regen und Kälte.

Die nächste Ortschaft von Bedeutung und voll hehrer Erinnerungen, auf die man, etwa 2 Stunden von Nabulus, auf der Reise von Jerusalem nach Nazareth stößt, ist Samaria (jetzt Sebaste), einst die Königsstadt, wo noch in den letzten Zeiten vor der Zer-

störung Jerusalems und vor den Verwüstungen der Römerkriege Herodes goldener Palast und Tempel prangten, deren Herrlichkeit mit jener der Paläste und Tempel von Rom wetteiferten — jetzt nur noch ein armseliges Dörflein, von Türken und Arabern bewohnt. — Samaria hatte im Verlaufe der Zeiten viele Kriege und Zerstörungen zu erleiden. In dieser Stadt feierte Herodes seine Hochzeit mit der unglücklichen Mariamne und ließ daselbst seine beiden Söhne Alexander und Aristobul erdrosseln. Hier soll, nach Hieronymus, auch Johannes der Täufer eingekerkert und enthauptet worden sein. Bei den Ueberresten einer alten christlichen Kirche zeigt man sein Gefängniß. In und zwischen den Häusern des heutigen Dorfes finden sich noch viele antike Baureste zerstreut: Steinquadern, stehende und liegende Säulenschäfte, Kapitäle, Gesimsstücke u. a. Mehr als ein Dutzend Säulen ohne Kapitäle in der Form eines länglichen Vierecks bezeichnen wahrscheinlich den Platz, wo der Tempel stand, welchen Herodes zu Ehren des Augustus erbauen ließ. Auch andere Säulenreihen trifft man, mit denen Herodes die Stadt verschönerte. Noch heutzutage ist die Umgegend von Samaria schön und fruchtbar und würde einen bessern Anbau hundertfältig belohnen.

Djenin ist der nächste Ort, der sich zur Nachtruhe eignet. Der Weg dahin steigt und fällt abwechselnd. Man sieht rechts und links manche kleinere Dorfschaften, doch keine von antiquarischem Interesse. Die Ortschaft Djenin von ca. 3000 Einwohnern liegt an der Grenze der Berge Samariens einerseits und der Ebene Esdrelon anderseits; fruchtbare Gärten umgeben dieselbe, selbst einige Palmen finden sich hier wieder. Die Straße von Nazareth nach Jerusalem ging wohl jeder Zeit über diesen Ort, er war nördliche Grenzstadt der Samariter, so daß es oft zu Mord und Todtschlag mit den galiläischen Festpilgern kam. Von Djenin geht die große Damaskusstraße über Beisan an den Jordan. Das Obdach, das wir fanden, entsprach unseren Wünschen keineswegs; doch sind die elendesten Lokale unter Dach dem Uebernachten unter freiem Himmel oder unter schlechten Zelten vorzuziehen. Morgens früh bestiegen wir unsere Pferde und ritten in die berühmte Ebene Esdrelon hinunter. Nazareth lag uns noch ca. 7 Stunden entfernt.

Diese weitgedehnte Ebene Esdrelon entspricht der alten Ebene Jesreel. Sie bietet ein großes Feld historischer Erinnerung.

Sie ist die größte und berühmteste in Palästina nach derjenigen des Jordan; sie ist das Paradies und die Kornkammer Syriens. Es ist dies allerdings eine Gegend, an welcher das Auge des Fremdlings sich nicht satt sehen kann, er mag nun zunächst den Reichthum des Bodens oder die Schönheit der benachbarten Gebirge oder die an ihrem Fuße und in den Thälern zerstreuten Orte betrachten. Es ist eigentlich ein Feld des Getreides, dessen Samen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren kein Schnitter erntet. Die Heerden der Schafe, Ziegen, Stiere treten in dem verwilderten Saatfelde der Natur mehr nieder, als sie abweiden. Im Frühjahr gewährt diese Ebene dem Botaniker reiche Ausbeute und sieht sie, von den Bergen aus betrachtet, wie ein großer grüner See aus. Aber leider sind diese gesegneten Fluren auch als Schlachtfeld von den ältesten Zeiten her berühmt. Es wird wenige Gegenden der Erde geben, die so viel Blut eingesogen haben wie die Ebene Esdrelon. Hier kämpften vom Tabor herniedersteigend schon Barak und Debora mit 10,000 Kriegern gegen Sisera, daß der Strom die Leichen dahinwälzte. Hier schlug Gibeon die Horden aus Midian, die zahlreich waren wie die Heuschrecken. Hier besiegte Achab die Syrer. Dazu kommen die Kämpfe unter Vespasian am Tabor, sodann unter den Kreuzrittern der unermeßliche Streit und das Blutvergießen um Ptolomais (Aka). Hieran reihen sich die Kriegszüge unter Selim, Bonaparte und Ibrahim Pascha, und wir erinnern uns, daß hier im weiten Blachfeld schon Kanaäer, Babylonier und Aegypter, Israeliten und Syrer, Griechen und Römer, Sarazenen, Türken und Drusen, Deutsche, Franzosen und Briten auf Tod und Leben sich bekämpften. Am 15. April 1799 hielt Kleber mit nur 1500 Mann den Andrang der syrischen 25000 Mann starken Armee auf, die unter Abdallah Pascha von Damaskus zum Entsatz von Aka anrückte, bis, da schon die Sonne im Zenith stand und alle Munition verschossen war, endlich Bonaparte mit 600 Mann zu Hilfe heraneilte und die Feinde vor der vermeintlich großen Armee, deren Anzug sich durch fortgesetzte Kanonensalven kundgab, die Flucht ergriffen, worauf Bonaparte im lateinischen Kloster zu Nazareth zu

Abend speiste und diese Schlacht „die Schlacht am Tabor" zu nennen beliebte.

Der Ritt von Djenin über die Ebene Esdrelon am frühen Morgen und bei schönstem, wolkenlosem Himmel war äußerst genußreich. Die Natur hatte sich in ihr schönstes Gewand gekleidet, alles war ruhig und feierlich, kein Laut vernehmbar und man hatte Mühe, daran zu glauben, daß hier auf diesem gesegneten Gebiete schon so oft wildes Kriegsgetümmel, Morden und Schlachten, Mensch gegen Mensch, das getrübte Ebenbild Gottes, stattgefunden habe.

Hat man den größern Theil der Ebene durchmessen, nähert man sich den Bergen von Galiläa, den Bergen, die Nazareth umgeben. Unter ihnen steht der sog. Berg des Absturzes, als der höchste derselben, voran. Rechts hat man den majestätischen Tabor.

Endlich ist man am Fuße dieser Berge angekommen. Man windet sich auf meist schlechten, engen Wegen, wo es oft schwer hält, den entgegenkommenden Kameelzügen auszuweichen, über die Bergrücken aufwärts und endlich liegt es vor uns, das liebliche Städtchen Nazareth mit seinen blendend weißen Häusern und Mauern, die besonders im Frühling aus der grünen Umgebung der starren Cactushecken, den Feigen- und Oelbäumen hervorglänzen.

Nazareth liegt in einem Bergkessel und soll in alter Zeit eine Priester- oder Levitenstadt unter dem Namen Kartha gewesen und wiederholt der Zerstörung unterlegen sein. Nazareth ist gewürdigt, die Geburtsstätte der gottbegnadigten Jungfrau zu sein. Von ihrer Wohnung daselbst erzählt die Legende, daß, nachdem mit dem Verluste von Ptolomais (Aka), dem letzten Besitzthum der Christen, am 10. Mai 1291 das heil. Land wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen, das heil. Haus von Nazareth von Engeln getragen, zuerst nach Raunitza in Dalmatien, dann am 10. Dezember 1294 nach Loretto in Italien versetzt worden sei, wo bis heute die bedeutendste Wallfahrt in der ganzen Christenheit besteht.

Hier in Nazareth — sagt Lamartine in seiner eigenen poetischen Ausdrucksweise — „hier in Nazareth sprudelte zuerst die Quelle einer Religion, welche seit 2000 Jahren von den Bergen Galiläa's herab durch das Weltall ein Bett sich gegraben und so viel Geschlechter der

Menschen mit ihrem reinen, lebendigmachenden Wasser erfrischt hat. Dieser Ort hatte das Heil, das Leben und das Licht, die Hoffnung der Welt im Schooße getragen zu haben; hier hatte der Gottmensch unter den Menschen Fleisch angenommen, um sie durch sein Wort und Beispiel aus einem Ozean von Irrthum und Verderbniß zu retten, in den das menschliche Geschlecht versunken war. — Wenn ich die Sache als Philosoph betrachte, so war dieses der Punkt, von dem das größte Ereigniß, das je die moralische und politische Welt in Bewegung gesetzt, ausging. Von hier ging aus der Dunkelheit, dem Elend und der Unwissenheit der größte, geachtetste, weiseste, tugendhafteste aller Menschen hervor; hier wandelte er die Bahn unserer Mühseligkeit und Beladenheit während der dunkeln Jahre seines verborgenen Lebens. Von hier war das Christenthum ausgeflossen, eine dunkle Quelle, ein unbemerkter Wassertropfen in der Höhle des Felsen von Nazareth, in dem nicht zwei Sperlinge ihren Durst hätten löschen, den ein Sonnenstrahl hätte aufzehren können und welcher jetzt, als das große Meer der Geister, alle Abgründe mit seinen unversiegbaren Fluthen erfüllt hat".

Lieblich und heiter, wie eine Spielstunde der sorglosen, unschuldigen Kindheit, erscheint die immer grünende Gegend von Nazareth. Der Brunnen, nach der heiligen Jungfrau „Mariabrunnen" genannt, dessen eigentliche Quelle etwas weiter oben, unterhalb des griechischen Klosters entspringt, fließt am nordöstlichen Ende, etwa 5 Minuten von der Stadt und soll in der nassen Jahreszeit einen armsdicken Strahl haben. Dieser Brunnen — jedenfalls ein klassischer Punkt — soll der einzige frequente Röhrbrunnen sein, dessen man sich im gelobten Lande besinnt; und warum sollte dieser Brunnen nicht nach ihr, der erhabensten aller Frauen, die sein Wasser schöpften, benannt sein, da sie gewisser als an irgend einer andern Stätte der Gegend und mit ihr vielleicht Der, welcher des lebendigen Wassers Quelle war, täglich hier verweilte. — Morgens und Abends ziehen die Mädchen und Frauen Nazareths wie prozessionsweise hinaus, um ihren Wasserbedarf zu holen. Die Szene des Haders wiederholt sich vor unseren Augen allenthalben in dem wasserarmen Lande, wie wir von Rebekka, Rachel und Zipora lesen. — Man zeigt in Nazareth

noch die Reste der Synagoge, wo der Heiland sein Lehramt eröffnete, den Platz der Werkstätte Josephs, den Garten der Eltern der heil. Jungfrau, die Felsplatte oder der Stein der Coena oder die Mensa Christe, d. h. die Tafel, wo Christus, der Tradition gemäß — nach der Auferstehung — seinen Jüngern das Brod gebrochen hat. Das Gebäude des lateinischen Klosters resp. seiner Kirche, soll die Gegend bezeichnen, auf der das Haus stand, in welchem der Engel Gabriel der erkorenen Jungfrau, der holdseligen und gebenedeiten unter den Weibern, die Gnade verkündete, die sie bei Gott gefunden. Obschon man in der Nähe der Stadt mehrere Oertlichkeiten trifft, wohin man den beabsichtigten „Absturz Christi" verlegen könnte, so hat man doch dafür die interessanteste Felsenpartie, eine Stunde von der Stadt, zum Anhalte genommen.

Nazareth erweckt eine ihm allein angehörende Reihe von Erinnerungen. Hier tritt uns der Heiland in seiner menschlichsten Gestalt entgegen; nicht wie am Meere von Tiberias, wo wir nur an seine Lehrerwürde denken; wir sehen ihn dort als den von seinen Jüngern umgebenen Meister, als den Propheten, gewaltig in Worten und Werken, welchen große, heil- und lernbegierige Schaaren umringen; in Jerusalem erinnert uns Alles an seine Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, dort sehen wir ihn als Hohenpriester und als Opferlamm und mächtig geoffenbaret als Sohn Gottes. Nicht so in Nazareth, wo wir ihn als einen Menschen gleich uns finden. Hier wuchs er im Familienkreis heran, auf diesen Wiesen spielte er als Kind; als Jüngling arbeitete er hier in der Zimmerstätte; kein Pfad, den er nicht durchwandert, kein Hügel, den er nicht bestiegen, kein Gipfel, auf dem er nicht gebetet hätte!

Zwei Stunden von Nazareth liegt der Berg Tabor, der Berg der Verklärung Christi, und mit Rücksicht auf seine Isolirtheit sehr passend der palästinische Rigi genannt. Dem Besuch dieser heil. Stätte wurde der 16. November (Othmarstag) gewidmet. Mit Recht hält man den Tabor für den schönsten Berg Palästina's. Wie eine Insel steigt er aus der Ebene Esdrelon, ganz abgesondert von der Reihe der benachbarten Höhen, hervor. Auf seinem abgerundeten Gipfel genießt man eine Aussicht, welcher sich an Fülle der Natur-

schönheiten, wie an Kraft und Bedeutung der Erinnerungen keine andere der Welt vergleichen läßt. Der Tabor — sagt ein Schriftsteller — ist ein natürlicher Gottesaltar, gleichsam eine Evangelienkanzel unter freiem Himmel, und Schubert vergleicht ihn mit der Gestalt eines Betenden, der sich in die Einsamkeit begeben hat. Oben steht ein griechisches und ein lateinisches Kloster, in welch letzterem wir genügliche Erfrischung erhielten, um nachher die grenzenlose Aussicht mit Muße zu genießen. Kolossale Grundmauern, die rings den Berg umgeben, zahlreiche Cysternen, Gewölbe und massenhafter Schutt zeugen noch von der altberühmten Bergfeste, die es von den Zeiten Antiochus d. G. an bis zur römischen Herrschaft gewesen war. Zur Zeit Christi mußte der Tabor ein fester Waffenplatz gewesen sein, was Manche veranlaßt, daran zu zweifeln, daß der Tabor wirklich der Ort der Verklärung sei. — Vom See Tiberias (See Genezareth) erblickt man vom Tabor aus am fernen Horizont noch einen blauen Streifen, sowie die jenseits desselben liegenden Basaltgebirge von Basan und Hauran, die mit ihren dunklen Farbentönen sich vortheilhaft gegen die grünen Flächen des Vordergrundes abheben, hinter ihnen endlich das gen Himmel ragende Schneefeld des großen Hermon.

„Bei einer Reise nach Palästina — sagt Bovet — gibt es zwei feierliche, unvergeßliche Momente, derjenige, in welchem man Jerusalem und den Oelberg zuerst schaut und derjenige, in welchem sich der See Genezareth den Blicken enthüllt.“ — An diesem See lag auch das eigentliche Leben der Landschaft und man kann den See Tiberias mit Fug und Recht das Auge Galiläa's nennen. Zur Zeit Jesu war noch mehr als heute die volle Herrlichkeit südlicher Natur über ihn ausgegossen; aber der freundlichste Platz am See war die Ebene Genezareth. Dieser glänzende Streifen des See's von Genezareth genügt, alle heiligen Erinnerungen, welche sich an das galiläische Meer knüpfen, in der Seele wach zu rufen. Ja, der erhabene Schauplatz des Evangeliums liegt zum großen Theil an diesem See; hier waren die erwählten Gestade, wo das ewige Wort sein Zelt aufgeschlagen; sie sahen seine Herrlichkeit und lieferten die Zeugen derselben für alle Welt und alle Zeiten. Vergebens würden wir heutzutage dort die einst so blühenden Städte und Flecken Magdala, Bethsaida, Kapper-

naum, Korazim u. a. suchen; diese in vorzüglichem Maße dem Fluch verfallene Erde bringt nur noch Dornen und Disteln hervor. Einige wandernde Araber haben da und dort ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen. Tiberias ist auf dem ganzen Seeufer der einzige noch bestehende Ort, einst Sitz des Judenthums. Von Herodes, dem Vierfürsten (dem Fuchs) gegründet, wurde es nach seinem Lehnsherrn, dem Kaiser Tiberius benannt und war unter ihm die Hauptstadt Galiläa's, eine römische, fast ganz von Heiden bewohnte Stadt, in Folge dessen aber auch eine Stadt römischer Schwelgerei, voll von Tempeln, Theatern und Bädern. Sie mußte daher den Juden stets ein Dorn im Auge sein. Als aber später Tiberias der Zufluchtsort ihrer Hochlehrer und ihre berühmteste Schule wurde, strömten sie massenhaft aus allen Weltgegenden herbei, um deren Unterricht zu genießen. Heute, wo auch diese letzten Lichter ganz erloschen sind, kommen sie gleichwohl, um die Gräber ihrer Weisen zu ehren.

Jetzt bietet diese altberühmte Hauptstadt Galiläa's nur noch einen bejammernswürdigen Anblick, ein Haufwerk von Trümmern, zwischen denen seit dem Erdbeben von 1837 (das in Tiberias allein 6000 Menschen tödtete) nur noch eine Anzahl von Juden in Schmutz und Elend leben, denn Tiberias ist ihnen heilig wie Jerusalem, Hebron und Safed.

Von dem erhabenen Standpunkte des weitschauenden Tabors kann man sich nur mit Widerstreben losreißen, um wieder hinabzusteigen in des Thales Lärm, aus welchem des Erdenjubels wilder Schrei und der kreischende Jammer der Welt nicht mehr bis zu uns heraufzusteigen vermochte, denn heilige Stille wohnt auf den Bergen. Doch die Sonne neigte sich zum Untergange und im Thale hatten sich schon die Schatten der Dämmerung gelagert. Wir wanderten also wieder per pedes apostolorum, wie wir von Nazareth heraufgekommen waren, durch die geschlängelten Gänge der mit Eichen (Quercus ilex und aegilops) und Pistazien bewaldeten Abhänge des 615 Meter über dem Mittelmeere gelegenen Tabor hinunter. Die schönsten Bäume sind unter der Axt der griechischen und lateinischen Mönche gefallen und haben werthlosem Gestrüpp Platz gemacht. Trotzdem, daß diesem Berge nachgerühmt wird, daß er eine Menge Wild, besonders Reh-

hühner, Hasen und Füchse beherberge, ging ein mit einer Flinte bewaffneter, uns begleitender Franzose beutelos wieder nach Hause. Der ganze Weg zwischen Nazareth und Tabor ist steinigt und holperig und wir kamen Nachts spät sehr ermüdet in der Casa nuova des Franziskanerklosters in Nazareth, wo wir Tags zuvor Unterkommen und reichliche Verpflegung gefunden hatten, an.

Ein gesunder und stärkender Schlaf hatte unsere von der gestrigen Tabor-Excursion ermatteten Lebensgeister wieder in dem Maße aufgefrischt, daß wir am 17. November Morgens 10 Uhr schon wieder zu Pferde saßen, um unsere Reise nach dem 7 bis 8 Stunden entfernten Haifa (Kaipha) und weiter auf den Berg Karmel fortzusetzen, wo unsere Palästinareise ihren Abschluß finden sollte. Der Weg dahin bietet mannigfache Abwechslung und interessante Aussichten. Kaum hat man die ersten Höhen von Nazareth erstiegen, öffnet sich dem Pilger eine wundervolle Landschaft. Rückwärts behält man die Berge Galiläa's im Auge. Man reitet meist über ziemlich bewaldete niedere Hügel und nähert sich allmälig dem langgestreckten Berge Karmel, der in seiner ganzen Majestät vor uns liegt und dessen steile Abhänge mit einer starken und üppigen Vegetation bedeckt sind. Seine Flora ist weltberühmt.

Einige Stunden vor Haifa betritt man eine große Ebene, die sich immer längs dem Karmel bis gegen die Bucht von Aka hin ausdehnt. Mitten durch das Thal windet sich in vielfachen Krümmungen der Kison, der einst die Leichen von Sisera's Heere wälzte, um sich bei Haifa in's mittelländische Meer zu ergießen. Endlich hatten wir Haifa erreicht, ein respektables Städtchen, aber mit engen, krummen Gassen mit tiefem Koth. Die Konsularflaggen von England, Nordamerika, Oesterreich, Frankreich und Rußland bekunden die Handelsbedeutung von Haifa. Die Lloydschiffe haben da eine Station. Die Lage dieses Seehafens in der reizenden Bucht von Aka, hart am Fuße des Karmel, ist wundervoll. Seit einigen Jahren haben hier, wie in Jafa, die Mitglieder der sog. Tempelgenossenschaft eine Ansiedelung gegründet, die durch ihre Ordnung und Reinlichkeit, gegenüber dem orientalischen

Schmutze einen wohlthuenden Eindruck macht. Ihre freundlichen Häuser im Osten der Stadt sind ganz europäisch. Es wird einem recht wohl zu Muthe, unter diesen freundlichen Leuten den heimeligen Schwabendialekt sprechen zu hören, der so angenehm gegen das arabische radbrechende Geschrei absticht. Abends 4 Uhr stiegen wir vor einem der schönsten und gastlichsten Klöster des Morgenlandes, dem weltberühmten Kloster der Karmeliter ab. Da wo sich der Karmelrücken zu einem abschüssigen Vorgebirge absenkt, thront diese Perle orientalischer Klöster mit einer unbegrenzten Aussicht auf das Mittelmeer, die Hügel von Palästina und die idumäischen Ufer.

Der eigentliche Ruhm des Berges Karmel ist in der heiligen Schrift zu suchen. Von den Propheten wird er überall als ein Ort voll von Schönheit, Fruchtbarkeit und Wonne bezeichnet und wird in dem „hohen Liede" das Haupt der Braut mit dem Karmel verglichen. Aber den größten Nimbus erhielt der Berg durch den Aufenthalt der Propheten Elias und Elisäus, welch ersterer bekanntlich hier die Priester des Baal durch seinen Opferdienst zu Schanden machte. In den Schluchten und Thälern des Berges gibt es über 2000 Grotten, die einst Einsiedlern zu natürlichen Wohnungen dienten. Die ansehnlichste der noch vorhandenen Grotten ist ein hoher Saal, wo — nach der Sage — die Schule war, wo Elias die Wissenschaft der Mysterien und der höhern Poesie lehrte. — Elias ist der Riese der heiligen Barden. Liest man sein Leben und seine schrecklichen Rachedrohungen, so glaubt man, der Donner des Herrn habe ihm als Seele innegewohnt und das Element, auf dem er zum Himmel gefahren, sei das Element, aus dem er geboren.

Wie überall im Morgenlande fanden wir auch in diesem Kloster nach einem anstrengenden Tagemarsch die gastfreundlichste Aufnahme. Das jetzige Kloster, ein imposanter Bau, wurde erst in jüngster Zeit durch die Bemühungen des Paters Giovanni Baptista von Frascati aus milden Beiträgen Europa's erstellt. Im Jahre 1799, als Napoleon Aka belagerte, diente das frühere Klostergebäude den Franken als Lazareth und Pestspital. Nach

seinem Rückzuge wurden die Kranken und Verwundeten von den Türken ermordet. Vor der Pforte des Klosters liegen deren etwa 2000 begraben; eine Steinpyramide bezeichnet ihre Ruhestätte. Im Jahre 1821 wurde der Altbau vom Pascha von Akre noch ganz zerstört. Die Kirche des palastmäßigen Neubaues mit ihrer weithin sichtbaren Kuppel ist im modernen italienischen Styl erbaut. Unter dem Hauptaltar befindet sich eine Grotte, in welcher Elias gewohnt haben soll. Die schönste Aussicht genießt man auf der Terrasse des Klosters. Der Horizont des Meeres auf drei Seiten macht einen gewaltigen Eindruck. Ein schöner Leuchtthurm ziert die Spitze des Vorgebirges. Bezaubernd liegt die ganze Bucht von Aka zu unseren Füßen, mit der Stadt gleichen Namens, die erste Festung und der Schlüssel von Syrien. In Aka hatte sich schon zur Apostelzeit eine Christengemeinde gebildet, welche Paulus auf dem Wege nach Jerusalem besuchte. Wegen Unsicherheit der Rhede von Jafa war der Hafen von Aka der Hauptlandungsplatz der italienischen Seefahrer. Hunderttausende sind zur Zeit der Kreuzzüge da an's Land gestiegen, da Europa jährlich neue Schaaren von Kriegern und Wallern nach dem Osten entsendete. Die Geschichtschreiber Saladins berechnen die Zahl der Kreuzfahrer vor Aka, die unausgesetzt durch neue Landungen sich verstärkten, auf mehr als eine halbe Million, gegen welche halb Asien und Afrika in Waffen stand. Neun Schlachten wurden zwischen hier und dem Karmel geschlagen. Nach dem Zeugnisse des Kaplans Wilhelm waren an durch Krieg, Pest und Hunger Gestorbenen in Einem Jahre 125,000 Christen auf dem Leichenacker St. Nikolaus vor der Stadt begraben. Man nimmt an, daß die Kreuzzüge im Ganzen 6 Millionen des Abendlandes das Leben gekostet haben. Aka ist eine Schicksalsstadt. Auch die neuere Zeit führte für sie verhängnißvolle Ereignisse herbei. Als der Obergeneral Bonaparte im Jahre 1799 Aegypten unterworfen hatte, hielt er dessen Besitz erst für gesichert, wenn Aka (auch St. Jean d'Acre genannt) in seine Gewalt käme. Das war aber um so schwieriger, als die Engländer, als Feinde Frankreichs und Verbündete der Pforte, die Wichtigkeit des Platzes wo hl erkennend, selbigen mit Proviant

Munition und erfahrenen Offizieren, zur Unterstützung der türkischen Besatzung versahen. Nichtsdestoweniger würde die muthige Ausdauer der Franzosen dennoch alle Schwierigkeiten besiegt und die Festung in die Hände Bonapartes geliefert haben, wenn nicht eine bevorstehende Landung der Engländer in Aegypten seine Gegenwart dort erheischt hätte. Sechzig Tage seit der Eröffnung der Laufgräben waren verflossen, mehrere Stürme abgeschlagen, der Mangel an Munition fühlbar und die Spitäler überfüllt mit Pestkranken, als der Rückzug angeordnet wurde. Im Jahre 1832 mußte Aka neuerdings eine Belagerung durch ägyptische Truppen, unter der Anführung von Ibrahim Pascha, Sohn des Vicekönigs Mehemed Ali, aushalten und wurde auch wirklich im Mai 1832 erobert, im Jahre 1840 aber vom Sultan, der den Mehemed Ali als Rebellen erklärte, mit Hülfe von Englands und Oesterreichs Flotten wieder abgenommen. Durch die Convention vom 14. März 1841 kam Syrien wieder unter die Botmäßigkeit der Pforte.

So angenehm für uns der Aufenthalt bei den freundlichen und gebildeten Karmelitern auf diesem Berge Gottes auch war und so bezaubernd schön die landschaftlichen Bilder, die sich täglich von unserm hohen Standpunkte aus vor unseren Blicken entfalteten, zu längerem Aufenthalte drängten, so betrachteten wir doch das Programm unserer Palästinareise für abgewickelt und es handelte sich jetzt blos noch darum, wie am besten und schnellsten wieder Europa und unser Vaterland zu erreichen sei. Die Auspizien hiefür waren uns nicht günstig: in Nordsyrien herrschte die Cholera, namentlich in Aleppo, Damaskus und Beirut. Es war also angezeigt, uns diesen Gegenden nicht noch mehr zu nähern. Den Weg über Constantinopel zu nehmen war aus zwei Gründen nicht rathsam: einmal hätte uns dort eine längere Quarantaine erwartet und dann war von Constantinopel über das schwarze Meer, Varna und die Donau hinauf nach Wien, zu Wasser und zu Lande der Winterfahrplan bereits in's Leben getreten, der Verkehr also sehr erschwert. In Syrien selbst die Reise noch weiter auszudehnen, stund uns nebst der Cholera der für meinen Reisegesellschafter schon längst überschrittene Urlaub und der Eintritt der

Regenzeit, die sich durch öftere heftige Regenschauer und kalte Winde schon sehr deutlich ankündigte, entgegen. Schon nahmen österreichische Lloyddampfer, sowie russische aus Syrien gar keine Passagiere direkt nach Europa mehr auf; so daß wir auf französische Schiffe angewiesen waren, die aber in Haifa nicht, sondern nur in Jafa landeten.

Der 19. November, an welchem wir das von Beirut kommende Lloydschiff erwarteten, war angebrochen, und wirklich zeigte sich gegen Mittag am Horizont ein schwacher Punkt, der sich stets vergrößerte; es war unser Dampfer, der ca. um 4 Uhr Abends in der Rhede von Haifa Anker warf. Wir verabschiedeten uns von unseren gastfreundlichen Mönchen und Abends 5 Uhr bestiegen wir den stattlichen „Castore"; aber es wurde Nacht, bevor er die Anker lichtete und Jafa zusteuerte. Morgens 3 Uhr den 20. Nov. standen wir vor der Stadt, aber es mußte der volle Tag abgewartet werden, bevor die Ausschiffung stattfinden konnte, wobei sich die schon bekannten Szenen des Streites und Geschreies wiederholten. Nach Abgabe der Päße eilten wir dem lateinischen Hospitium zu.

Diese zweitmalige Betretung der guten Stadt Jafa war eine ganz unfreiwillige und lag ganz außer unserm Reiseplan; sie war die Folge der Sanitätsverhältnisse des Landes. Es war keine leichte Aufgabe für uns, ohne nützliche Beschäftigung, in einem düstern Kloster, in einer schmutzigen Stadt, die keinerlei Genüsse bot, bei quälendem Ungeziefer 6 Tage — ohne Murren — auszuhalten. Doch auch diese Tage der Prüfung gingen an uns vorüber.

Wir hatten uns bei den Patres Franziskanern einlogirt, deren Convent hart am Meere und zwar auf der Stelle steht, wo das Haus des Gerbers war, bei dem der heil. Petrus gewohnt hatte. Von den hohen Terrassen dieses Klosters ließen wir täglich unsere Blicke schweifen auf das Meer, die Riffe und Klippen, die den Hafen eingrenzen; wir ergötzten uns an dem Treiben der Bootsleute, welche Waaren und Passagiere in die draußen ankernden Dampfer ab- und zuführten. Zur Abwechslung wurde uns eines Abends das großartige Schauspiel eines heftigen Gewitters mit

Donner und Blitz zu Theil. Die vielen kleinen Boote, die noch draußen herumschwirrten, tummelten sich, in den sichern Hafen zu kommen, bevor der Sturm in seiner ganzen Macht losbrach und die Brandung an den Klippen zu heftig wurde; ein einziges riskirte auf die Felsen geworfen zu werden, konnte sich aber durch ein kühnes Mannöver von sicherm Verderben retten. Sturm und Ungewitter verzogen sich und ein glänzender Sonnenuntergang setzte dieser großartigen Naturszene die Krone auf. Ein Hochzeitsaufzug, der uns unerwartet überraschte, bot genug des Drolligen, um uns für einige Zeit in bessere Laune zu versetzen, war aber nur ein kleiner Schadenersatz für die Langweile, die uns marterte. — Da die Wirklichkeit und was uns stündlich vor Augen lag, nicht hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung und Erheiterung bot, so ließen wir unserer Phantasie ungezügelten Lauf und freien Spielraum und suchten uns im Geiste 4000 Jahre zurück, in's alte Joppe zu versetzen. Lagen ja nicht gerade vor uns im Meere noch die zackigen Felsen, an welche die arme Andromeda, darum, daß ihre Mutter Cassiopeja im Stolz und Uebermuth ihre und ihrer Tochter Schönheit gegen die Nereiden gerühmt hatte, geschmiedet und dem Seeungeheuer preisgegeben war, bis sie Perseus befreite. Wir sahen ferner im Geiste den Propheten Jonas sich nach Tharsis einschiffen, als er den von Gott erhaltenen Auftrag, den Bewohnern Ninivehs Buße zu predigen, ausweichen wollte, was ihm aber großes Leid bereitete. Wir vergegenwärtigten uns ferner, welch' Leben, Treiben und Gewimmel an diesem Hafen geherrscht haben mochte, bis die im fernen Libanon gefällten und hieher geflößten Cedernstämme für den Tempelbau in Jerusalem gelandet, auf Kameele verladen und weiter gegen die ewige Stadt geschafft waren. Wir sahen im Geiste Noah vor der Sündfluth hier seine Arche zimmern und ihn hineingehen mit seinem Weibe, seinen Söhnen und mit allerlei Thieren von allem Fleisch, je ein Paar, Männlein und Fräulein. — Wir ergötzten uns an dem Gesicht des heiligen Petrus und der Ueberraschung, welche ihn befallen haben mochte, als das Tuch, angefüllt mit allerlei Thieren, vom Himmel sich herabsenkte. Aus solchen Träumereien erwachend,

sahen wir uns dann plötzlich in die nackte Wirklichkeit versetzt, suchten wieder die Gassen Jafa's auf, die sich durch enge Passagen, Holprigkeit und einem Europäer unerträgliche Unreinigkeit auszeichnen, oder wir gingen auf den Bazar, wo sich alles Leben der Stadt sammelt und sich Europa, Asien und Afrika ein Stelldichein zu geben scheinen. Oder wir promenirten in den berühmten Gärten, die Jafa von der Landseite umgeben und wohl die schönsten von Palästina sind. Wollten wir uns aber recht gütlich thun, suchten wir die deutsche Kolonie der Württemberger, einer freien Religionsgenossenschaft, oder des sog. deutschen Tempels auf, die dem Europäer als eine freundliche Erscheinung entgegentritt, wenn man gerade den garstigen Schmutz und Gestank der Stadt hinter sich gelassen hat. Eine mit dieser verschwisterte Kolonie besteht — wie wir schon wissen — in Haifa. Beide zusammen bilden eine christliche Sekte, welche die Sammlung der Christen in Palästina anstrebt und auf einer ihr eigenthümlichen Auslegung verschiedener Weissagungen beruht.

Jafa wurde im Laufe der Weltereignisse wiederholt durch Schwert und Feuer verwüstet und der Gräuelthaten aller Art war kein Ende. Wir erinnern hier an deren zwei aus neuerer Zeit. Leider sind sie von Christenhand verübt. Wir meinen die Niedermetzelung mehrerer Tausend Gefangenen am 10. März 1799 und die Vergiftung der Pestkranken durch Napoleon.

Jafa, dieser natürliche Seehafen Jerusalems, verdankt seiner außerordentlich günstigen Lage seine Existenz und Forterhaltung und scheint geradezu ein unzerstörbares Leben zu besitzen. Der von Ibrahim Pascha begonnene Hafenbau vereitelte 1840 die Intervention der christlichen Mächte. Gleichwohl gleicht dieser Hafen zu günstigster Jahreszeit dem Flugloche eines Bienenkorbs.

Endlich waren die sechs Tage unseres Bannes abgelaufen. Der französische Dampfer erschien am 26. November Morgens mit Tagesanbruch am Horizont und warf einige Stunden später seine Anker Angesichts der Stadt. So wurde Jafa zum Eingangs- und Ausgangspunkte unserer Palästinareise.

Mit leichtem Herzen und einem Gefühle, Jenem eigen, der aus langer Haft entlassen, zuerst wieder die Luft der Freiheit athmet, bestiegen wir die Barken, welche uns an Bord des „Eridan" zu bringen hatten. Schon Abends 7 Uhr lichtete dieses Fahrzeug die Anker, seinen Weg direkte nach dem uns von der Herreise schon bekannten Port-Said einschlagend, das wir andern Morgens den 27. Nov. bei Sonnenaufgang vor uns hatten. Nach einer etwas windigen und regnerischen Nacht rasselten um 9 Uhr die Anker in die Tiefe. Der „Eridan" war ein Schiff von nur 280 Pferdekraft und Eigenthum der französischen Compagnie Messageries Maritimes, deren 62 Dampfer das mittelländische und schwarze Meer, den atlantischen und indischen Ocean befahren; ihre Schiffe haben von 150—600 Pferdekraft und ihre Agenten sind über Frankreich, England, Deutschland und die Schweiz zerstreut.

Unser Schiff, von Syrien kommend, war der Quarantaine unterworfen; wir waren räudige Schafe, wir waren geächtet; kein Mensch durfte an's Land, kein Mensch an Bord, nicht einmal der Lotse, der uns entgegengefahren war, um uns in den Hafen von Port-Said zu führen. — Unser Verkehr mit dem Land reduzirte sich daher auf Weniges und Nachmittags 3 Uhr waren wir schon wieder flott und steuerten Alexandrien zu. Die Nacht verging ohne Störung und Morgens 7 Uhr den 28. November hatten wir den Hafen erreicht. Die Quarantaine wurde hier mit einer fast lächerlichen Aengstlichkeit gehandhabt. Sanitätsbeamte kamen unter Beachtung umständlicher Formalitäten an unser Schiff und türkische Wächter wurden am Bord postirt, um den Verkehr und gegenseitige Berührung zu überwachen und zu verhindern. Dagegen ging's auf dem Schiff die 2½ Tage, die wir im Hafen von Alexandrien zu verweilen hatten, lebhaft und lärmend zu. Sechshundert in Jafa an Bord genommene Schafe wurden vorerst ausgeladen, eine hals- und beinbrechende Arbeit für die armen Thiere, welche von den Matrosen über eine steil angelehnte Treppe gewaltsam hinabgestoßen, hinunterkollerten und in einem geräumigen Boote von drei halbnackten Arabern mit gleicher Rohheit in Empfang genommen

wurden. Es wird überhaupt das Vieh jeder Gattung im Orient wahrhaft grausam behandelt und unsere Thierquälerei-Vereine hätten hier ein schönes Feld für ihre Wirksamkeit. Den 29. Nov. den ganzen Tag Einladung von Baumwoll- und Seidenballen, letztere aus China kommend. Da der Tag für dieses Geschäft nicht ausreichte, wurde die ganze darauffolgende Nacht damit fortgefahren. Das fortwährende Rasseln der Aufzug-Ketten, das Schreien der Matrosen ließ in den Kajüten keinen Schlaf aufkommen.

Endlich am 30. November Morgens 10 Uhr winkten wir Alexandrien und dem unverwüstlichen Azur Aegyptens unsern letzten Abschied zu und steuerten direkte in's mittelländische Meer, das alte Mare internum hinein. Dieses Meer und die an ihm liegenden Länder waren, so lange es eine Geschichte gibt, ja schon zu den Zeiten der Mythe, der Schauplatz der größten Weltbegebenheiten; seine Gewässer haben die meisten Kämpfe beinahe aller Jahrhunderte gesehen.

Nun ging aber auch ein ächtes Seeleben an. Die schönen Tage von Aranjuez waren vorüber! Während Neptun auf unserer Hinreise und bei den Küstenfahrten im Orient immer ein freundliches Gesicht zeigte, fing er auf der Heimreise an, recht griesgrämig zu werden und mit vollen Backen in die Welt hinaus zu blasen. Mit jedem Tage wurde das Meer stürmischer, die Witterung feucht und kalt. Die Dimensionen der Wellen nahmen zu, die unheimlichen Schiffsbewegungen begannen und die verrufene Seekrankheit bemächtigte sich des größten Theils der Passagiere, zunächst des weiblichen Geschlechtes. Nur wer dieses Leiden aus eigener Erfahrung kennen gelernt, macht sich davon den richtigen Begriff. Versuchen wir eine kurze Beschreibung desselben zu geben. Seekrankheit nennt man das Leiden, welches bei Meeresfahrten durch den Einfluß der Schiffsbewegung auf die Zentralnervenorgane entsteht und sich in krankhaften Kopf- und Magenerscheinungen kundgibt. Die Seekrankheit beginnt gewöhnlich mit Schwindel und Kopfschmerz; der Kopf wird heiß, das Gesicht roth; Lebenslust und Lebhaftigkeit verlieren sich; Alles erregt Abneigung und

Ekel, es tritt Erbrechen ein, Anfangs der genossenen Speisen, dann der Galle und endlich von Schleim und eiweißähnlicher Flüssigkeit, unter dem schmerzhaftesten Druck in der Herzgrube, der besonders bei leerem Magen sehr heftig wird; die Brechanfälle werden immer häufiger, die Kopf- und Magenschmerzen sind unerträglich; nur mit Verzweiflung denkt der Erkrankte an die Fortdauer der Seereise; er kennt keinen Wunsch als den, zu sterben. Ekel, schwächende Trägheit, trübe Vorstellungen, Bangigkeit vor ernstlicheren Krankheiten bemächtigen sich des Kranken. Der Schlaf wird ermüdend und betäubend. Trotzdem ist die Seekrankheit gewöhnlich ungefährlich; doch kann in einzelnen Fällen durch Blutaustritt im Gehirn (Schlagfluß) oder durch Magenlähmung tödtlicher Ausgang herbeigeführt werden. Immer endet die Seekrankheit mit dem Landen und dann stellt sich wieder stärkerer Appetit, kräftigere Verdauung und höhere Lebenslust als jemals vorher ein. Aerztliche Behandlung kann die Seekrankheit nicht verhindern noch heben. Zu empfehlen ist möglichst häufiger Aufenthalt auf dem Verdecke in freier Luft.

Unter solchen Umständen war es nicht auffallend, daß sich immer weniger Passagiere zu den Mahlzeiten einfanden. Bald hatten wir das jonische Meer erreicht und standen vor der Insel Sizilien, die sich rühmen darf, nie einen Tag zu haben, der gänzlich ohne Sonne sei. In der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember passirten wir die Meerenge (Kanal) von Messina, so daß wir den 4. Dezember Morgens 6 Uhr zwischen den Städten Reggio (rechts) und Messina (links) hindurchdefilirten. Die Passage ist hier so eng, daß wir die Lichter und Gasflammen beider Städte zugleich deutlich wahrnehmen konnten.

Diese Meerenge zwischen Sizilien und Calabrien war wegen der Scylla und Charybdis im Alterthume sehr verrufen und der Schrecken der Schiffer. Neuere Schriftsteller finden die Beschreibungen der Alten theils lächerlich, theils als poetische Uebertreibung, theils suchen sie die Gefahr in den schlechten Schiffen der Alten und in der Unkunde sie zu leiten. Sei daran was da wolle, heutzutage nimmt von diesen einst so gefürchteten Strudeln,

die im Grunde nichts anderes sind als gewöhnliche Seeströmungen, wie sie fast in allen Meerengen mehr oder weniger vorkommen, kein Schiffer mehr Notiz. Wir kamen also bei unserem Durchgange zwischen der Scylla und Charybdis besser weg als Ullysses, dem sie sechs Gefährten in den Abgrund gerissen haben sollen und bald die teukrische Flotte verschlungen hätten. Ja, unseren Seekranken brachte diese Passage sogar Linderung, indem das Meer, von zwei Seiten von Land umgeben, bedeutend ruhiger war als außer dem Kanal.

Aber die Perspektive war für uns gleichwohl nicht tröstlich. Die Schiffsoffiziere hatten uns gestern schon darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns — in Folge des beständigen Sinkens des Barometers — auf einen rauhen Tag und Sturm zu versehen hätten. Im Rücken hatten wir Sicilien, vor uns die Liparischen Inseln, diese Behausung Vulkans mit dem majestätischen Kegel Stromboli, ein fast ausgebrannter Krater. Hoch in den Aether schickt er seine dampfende Wolke, von unterirdischen Gluthen zeugend schon mitten in den Wassern. Der Aetna wurde uns leider durch Regen und Nebel verhüllt. Wir befanden uns im tyrrhenischen Meere und steuerten direkte auf Neapel zu. Es kam der Abend und die Nacht. Rund herum am Horizont züngelten Blitze und bald rollte der Donner über unseren Häuptern. Unser Eridan wurde unbarmherzig hin- und hergeworfen. Man ging mit etwas beklommenem Herzen zur Ruhe und uns war dabei ungefähr zu Muthe wie jenen Kindern, denen man vor Schlafengehen Räuber- oder Gespenstergeschichten erzählt hat. Um Mitternacht schien der Sturm — denn so durfte man das Unwetter wohl nennen — seinen Höhepunkt erreicht zu haben; von da an beruhigte sich das Meer in etwas und wir lebten der Hoffnung, gegen Tagesanbruch in den Golf und sichern Hafen von Neapel einlaufen zu können. Sonntag den 5. Dezember Morgens 1/2 6 Uhr hatten wir auch wirklich denselben erreicht. Es war noch stockfinstere Nacht, als der Anker fiel. Die Lage der Stadt gab sich vorläufig nur kund durch die Tausende von schimmernden Lichtern und durch den Klang der Glocken, die in vielstimmigem Chorus zu

uns heraustönten. (Es war gerade Advent- und Rorate-Zeit.) Alles harrte mit Ungeduld auf den Anbruch des Tages und die Lüftung des Schleiers, welcher uns diese merkwürdige Stadt und die Schönheiten ihrer Umgebung noch verhüllte. Endlich wurden die Umrisse allmälig deutlicher und Bild um Bild, eines wundervoller als das andere, entfaltete sich vor unsern neugierigen Blicken: der Hafen mit seinem Wald von Mastbäumen, die Stadt mit ihren imposanten Häuserreihen, Palästen, Kastellen und Kirchen, der feuerschwangere Vesuv, der herrliche Kranz blühender Städte und Ortschaften längs dem Golfe, die reizenden und wundervollen Inseln Capri, Ischia und Procida. Ja, wer möchte es bestreiten, daß die Stadt Neapel in Beziehung auf ihre Lage den Ruhm, die schönste auf der ganzen Erde zu sein, wohl verdiene. — Wer diese Sirenenstadt besucht (leider war uns dieser Genuß wegen der Quarantaine diesmal versagt), wird auch den Vesuv besteigen, was weder ein Wagstück noch ein Kraftstück ist. Der Löwe schlummert zumeist und ruhig läßt er die kleinen Menschenameisen auf seinem Rücken herumkriechen. Man steigt über Lavablöcke, man watet bis an die Knöchel im Aschensande, man trinkt eine Flasche Lagrimae Christi (Vesuvwein), schreibt seinen Namen in das Fremdenbuch der „Eremitage", bewundert die unermeßliche Aussicht über Meer und Land. Dem Geologen und Geognosten ist in des Kraters Tiefe Gelegenheit geboten, in die Geheimnisse und Räthsel der Erde einzudringen. Die Gelehrten aller Welt waren hier; aber auch die Dichter aller Völker sind schon gekommen, angezogen von der unendlichen Größe und Erhabenheit der Erscheinungen. Zwanzig Ausbrüche zählt nur dieses Jahrhundert von 1804 bis 1872. Daß seine Kraft in nichts geschwächt worden, zeigt der Ausbruch von 1872, der einer der großartigsten war, die, mit Ausnahme der Eruption von 1631, seit Pompeji's Untergang je erlebt wurden.

Der mehrstündige Aufenthalt im Hafen von Neapel gewährte den Seekranken kurze Ruhe und einige Erleichterung; leider war die Witterung etwas neblichtdüster und feuchtkalt, was dem Zauber, der bei günstiger Beleuchtung über diese Gegend ausgebreitet ist,

großen Eintrag that. Schreiber dies, der schon 1832 und wieder 1874 in Neapel und auf dem Vesuv war, hatte fast Mühe, sich wieder zu erkennen. Um 10 Uhr Morgens wurde weiter gedampft, nachdem man noch eine Menge Delikatessen, als Austern, Aale, Meerkrebse, Thunfische, Pomeranzen, Limonen und dergl. auf unser Schiff gebracht hatte.

Beim Eintritt in's tyrrhenische Meer ging der Tanz von Neuem los und die Prophezeiungen der Seeleute gingen in Erfüllung. Das Wetter wurde abscheulich. Die Verbarrikadirungen an der Speisetafel blieben seit dem Abgehen von Alexandrien, mit wenig Unterbrechung permanent angeschraubt, um das Umstürzen von Schüsseln, Bouteillen u. s. w. zu verhüten. Das Schauspiel einer hochgehenden See fing an großartig zu werden, hatte aber nur Reiz für den Gesunden, nicht für die Kranken, für die es ein abschreckender Anblick ist. Gegen Nacht hatten wir, trotz der Kälte, wieder ein heftiges Gewitter mit Donner und Blitz und die Auspizien für die Nacht waren peinlich. Aus den Kajüten der Kranken tönten Jammer und Seufzer an unser Ohr und dem Gott des Meeres wurden in reichlichen Ergüssen zahlreiche Opfer gebracht; doch auch diese Nacht verlief ohne weiteren Unfall und gerne begrüßten wir am 6. Dezember das Tageslicht. Lustig tanzte unser Eridan über die schaumbedeckten Wellen hin und wir passirten rechts einige Vorgebirge Italiens, links trat der herrliche Monte Christo aus den smaragdgrünen Wellen; Alles bezaubernde und großartige Erscheinungen, die uns, die wir noch gesund waren, entzückten. Später kam rechts die große denkwürdige Insel Elba, deren höchste Bergspitzen reichlich mit Schnee bedeckt waren; eine Erscheinung, die unser Kapitän zu dieser Jahreszeit so früh noch nie gesehen haben wollte.

Man kann diese Insel Elba nicht ansehen, ohne über die Kurzsichtigkeit der europäischen Fürsten zu staunen, die einem Manne wie Napoleon, für dessen Ehrgeiz, Herrschgier und Eroberungssucht die Welt zu enge war, ein zum Ausbruch so günstig gelegenes Gefängniß anzuweisen. Man muß sich daher nicht wundern, wenn er seine Haft, sein souveränes Fürstenthum, das er mit

dem Titel Kaiser, mit einem Jahrgehalt von 2 Millionen Franken und 1200 Mann Ehrengarde, am 8. Mai 1814 angetreten hatte, schon am 26. Februar 1815 wieder verließ, um noch seine letzte Schlacht bei Waterloo zu schlagen und sich dann am 13. Oktober 1815 auf der Insel Helena zur ewigen Ruhe niederzulassen. Wie viel Unheil hätten die Monarchen verhindern, wie viele Menschenleben erhalten können, wenn sie diesen Königstiger schon das erstemal in besseren Gewahrsam gebracht hätten. — Fast gleichzeitig mit der Insel Elba stand uns die große gebirgige Insel Korsika, wo Napoleons Wiege stand, in Sicht, deren Cap wir zu umschiffen hatten, um dann links nach dem Hafen Marseilles abzulenken, unserm letzten Ziel, wo wir alle unsere bisher ausgestandenen Leiden und Drangsale, welche vom Seeleben unzertrennlich sind, zu begraben hofften. Nachmittags 3 Uhr passirten wir das äußerste Cap beim Leuchtthurm. Wir staunten über die hohen Berge dieser Insel, welche der Höhe des Calanda gleichkommen mögen. Sie hatten alle schon das winterliche Kleid angezogen. Abends 5 Uhr senkte sich die Sonne in's Meer in einer phantastischen Beleuchtung pechschwarzer, hochaufgethürmter Wolkenmassen. Es schien die letzte Nacht noch recht stürmisch werden zu wollen. Diese Besorgniß erfüllte sich nicht: die See wurde ruhig, der Mond hatte über Nacht das dräuende Gewölk zerstreut und ein wolkenloser Himmel lächelte uns am Morgen des 7. Dezembers. Aber bei Sonnenaufgang erwachte plötzlich ein scharfer Nord, der eisigkalt von der französischen Küste her wehte. Rechts hatten wir Nizza, berühmt wegen seiner Seebäder und heilsamen Luft, wo schon so mancher Kranke Heilung von seinem Lungen- oder Halsleiden gesucht und auch gefunden hat. Um 8 Uhr Morgens standen wir dem bekannten Toulon gegenüber, das eine starke Festung und Hafenstadt zugleich ist. Sie hat einen Doppelhafen, nämlich einen Kriegs- und Kauffahrteihafen und zeichnet sich ganz besonders durch ihre schönen Etablissements der Kriegsmarine und ihre Rhede, eine der geräumigsten und sichersten in Europa, aus. Leider ist aber auch da wieder ein schwarzer Fleck, das berüchtigte Bagno, ein großes Gebäude, welches bestimmt ist, 4—5000

Galeerensklaven aufzunehmen. Hier schiffte sich im Jahre 1798 Bonaparte, zum General en chef ernannt, zu seiner merkwürdigen Expedition nach Aegypten ein und im Jahre 1830 segelte von hier die französische Armee zur Eroberung Algiers ab. — Im Ganzen zeigt sich die Südküste Frankreichs sehr gebirgig und in abwechselnd schönen und interessanten Formen. Einige, dem festen Lande vorstehende Inseln erhöhen den malerischen Eindruck dieser Gegend. Je mehr wir uns dem ersehnten Marseille näherten, desto großartiger wurden die Erscheinungen, welche unseren Augen vorgeführt wurden. Insel um Insel, eine mit kühnerem Aufbau als die andere, tauchten vor uns auf. Mit vollem Dampfe und geblähten Segeln glitten wir auf dem stark aufgeregten Meere oft hart an ihrem Fuße vorüber. Schon die zahlreichen großen Schiffe, denen wir begegneten und die durch den gewaltigen Motor des Dampfes getrieben, fremden Ländern zusteuerten, die unzähligen Segel und Boote in allen Richtungen, die das Meer belebten, ließen uns ahnen, daß wir uns einer der größten und wichtigsten Seestädte Europa's näherten.

Endlich hatten wir die imposante Stadt Marseille vor uns, nachdem wir 13 lange Tage und Nächte auf unserer Schaukel und auf dem launigen Element zugebracht hatten. Trotz dem eiskalten Nordwind, der uns entgegenblies, konnte man sich von diesem bezaubernden Anblick nicht losmachen und man hielt, fast zum Eiszapfen verwandelt, standhaft auf dem Verdecke aus, auch auf die Gefahr, Rheumatismen, Schnupfen und solche Liebenswürdigkeiten zu erholen und mit in's liebe Vaterland zu bringen. Mit jeder weitern Annäherung an dieses seltene Landschaftsbild wuchs unser Erstaunen. Mittags 1 Uhr des 7. Dezembers liefen wir in den Hafen ein, der von Schiffen aus allen Ländern vollgepropft war. Doch war mit Diesem der Moment unserer Landung noch nicht gekommen; wir sollten noch eine 48stündige Quarantaine aushalten. Wir erhielten daher, kaum den Anker geworfen, Befehl, uns auf die Quarantaineinsel Frioul zurückzuziehen. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Wir steuerten also wieder in das schäumende Meer hinaus jener Insel zu, wo uns ein schöner, wohlgesicherter Hafen

aufnahm. Nichts kann zauberischer und interessanter sein als die Lage dieser Insel und die Insel selbst, wo sich groteske Felsmassen, schöne Paläste und Villen, augenscheinlich für die Aufnahme der Gäste während der Badesaison bestimmt, zu einem wundervollen Ganzen vereinen. Wir waren noch nicht lange dort, als wir von einer telegraphischen Depesche aus Paris überrascht wurden, mit der erfreulichen Anzeige, daß unsere Quarantaine von 48 Stunden auf 24 abgekürzt sei. Es ward uns sodann freigestellt, die kommende Nacht auf dem Schiffe zuzubringen oder uns in eines der Gasthäuser zurückzuziehen. Alle Passagiere gaben ohne Bedenken dem Ersteren den Vorzug. Wir hatten seit Langem wieder die erste ruhige Schlafnacht. „Endlich bleibt nicht ewig aus!“ Auch diese letzte Geduldsprüfung war überstanden, die Quarantainezeit abgelaufen und der Hafen von Marseille nahm uns zum zweiten Male in seine sichere Verwahrung. Alles am Bord war geschäftig, seine Siebensachen zu sammeln und das Boot zu besteigen, das uns an Frankreichs Küste bringen sollte; bald fühlten wir den festen Boden unter unsern Füßen.

Bevor wir dem „Eridan“ unser Lebewohl sagen, sei noch der Schiffsgesellschaft gedacht, mit der wir seit Jafa Freud und Leid getheilt hatten.

Die leitenden Offiziere bestanden aus einem Commandanten und Schiffsarzt, einem Kapitän, zwei Lieutenants, zwei Maschinenmeistern, einem Steuermann, noch einigen subalternen Beamten und einer entsprechenden Anzahl gemeiner Matrosen. Als Erstklaßpassagiere sind ein Engländer und ein Franzose und zwei Schauspielerinnen, die in Alexandrien an Bord kamen, zu bezeichnen. In der zweiten Klasse hatten sich außer uns ein maronitischer Priester aus dem Libanon, der sich nach Paris in's Kloster St. Sulpice zu begeben hatte, einlogirt. Was diesem Manne von ganz anspruchslosem Aeußern in unseren Augen einigen Nimbus verlieh, war der Umstand, daß sein Bruder Bischof von Beirut ist, der sich durch mehrere literarische Arbeiten einiges Ansehen erworben hat. Unser Freund schrieb sich Don Paul Debs, curata Maronita. Er war übrigens ein guter Herr, litt aber fast die

ganze Zeit der Ueberfahrt unter der Qual der Seekrankheit und seine Expectorationen tönten nur zu häufig aus seinem, an den Speisesaal anstoßenden Schlafgemach an unser Ohr. — Der Libanon war überhaupt sehr freigebig an Passagieren, die er an den „Eridan" ablieferte, denn außer dem Herrn Debs waren noch sechs maronitische Lehrschwestern an Bord; aber wir sahen die armen Geschöpfe sehr wenig, da sie zumeist das Bett hüten mußten. Der zweite Schiffslieutenant war ein leidenschaftlicher Dilettant auf dem Cello und gab uns an langen Abenden gerne sein Spiel zum Besten, was von fleißigem Studium Zeugniß gab; nur hatte er den Fehler der meisten Künstler: er konnte nie fertig werden und war in seinen Vortrag so verliebt, daß er immer wieder von Neuem anfing, wenn die Zuhörer schon lange satt waren; doch hörten wir die schmelzenden Töne, die er seinem Instrumente zu entlocken wußte, immerhin lieber als das Pfeifen und Heulen des Sturmes in dem Tackelwerk des Eridan. Andere Passagiere mögen hier füglich übergangen werden. Im Ganzen genommen können wir uns, sei es bezüglich der Behandlung seitens der Seeoffiziere, der Verpflegung und Bewirthung auf diesem Schiffe nur lobend aussprechen und wir haben gefunden, daß der gute Ruf, in welchem die Dampfer der Messageries Maritimes im Allgemeinen stehen, wohl verdient ist.

Die Douane in Marseille ist sehr schonlich und fahndet, wie die meisten Douanen der Welt, am zudringlichsten auf Tabak und Cigarren.

So abschreckend der älteste Theil von Marseille mit seinen hohen düsteren Häusern, engen winkligen Straßen und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete Luft ist, so überraschend großartig ist der neuere Theil der Stadt mit den schönsten Straßen und Plätzen, die sich durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser und palastähnlichen Gasthöfe auszeichnen. Das Straßenpflaster ist vortrefflich und die breiten Trottoirs machen das Promeniren sehr angenehm. Das untere Stockwerk der Häuser enthält fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waarenmagazine. — Der Hafen ist

einer der schönsten der Welt; circa 1000 Schiffe können darin vor Sturm gesichert ankern; unbeschreiblich ist das um denselben herrschende Gewühl. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern lustig in die Luft. Jedem eleganten Kaufmann, dem man begegnet, sieht man es an, daß ihm Millionen im Kopfe herumgehen und Schiffsladungen auf dem Herzen lasten. Zwei Citadellen auf hohen Felsen neben dem Hafen beschützen den Eingang. Die herrliche Kathedrale in der Nähe des Hafens ist wirklich im Umbau begriffen. Die Lage von Marseille ist über alle Schilderung reizend. Im Hintergrund der Stadt und dem Meere entlang treten schroffe Felsenmassen stolz hervor und erheben ihre Häupter bis zu den Wolken. Den höchsten Berggipfel hinter der Stadt krönt eine herrliche Kirche, der „Notre Dame de la Garde“ gewidmet, auf deren Thurm das vergoldete kolossale Standbild der Madonna steht.

Nachts nach 10 Uhr entführte uns der Eisenbahnzug der Stadt Marseille. Die Nacht war bitter kalt, die Wagen zweiter Klasse, in denen wir uns eingenistet hatten, ungeheizt. Wir seufzten nach den lauen Lüften von Aegypten, die uns noch vor wenigen Tagen umgaben.

Morgens 9 Uhr den 9. Dezember Ankunft in Lyon, erstarrt vor Kälte. Schnee und Nebel lag über Land und Stadt und benahm uns allen Muth und die Lust, mit den Merkwürdigkeiten Lyons näher bekannt zu werden. So viel konnten wir aber in kurzer Zeit wahrnehmen, daß Alles das Gepräge einer großen Handelsstadt trägt. Die vielen Magazine, das Gewühl in den Straßen, die vielen Karren und Lastwagen beweisen dies. Schön sind die öffentlichen Plätze, obschon meist von geringer Ausdehnung; am schönsten der Quai von St. Claire, welcher mit seinen fürstlichen Palästen, geraden Straßen und der mit einer Menge von Schiffen bedeckten Rhone einen imposanten Anblick gewährt. Den Bewohnern Lyons wird überhaupt der Ruhm der Arbeitsamkeit und insbesondere industrieller Thätigkeit nachgerühmt. Hier ist bekanntlich der Hauptsitz der Fabrikation von Seidenwaaren, die sich durch geschmackvolle Muster, lebhafte Farben und Dauerhaftigkeit auszeichnen und

daher durch ganz Europa versendet werden. Unter den Fabrikarbeitern gibt es freilich viel Armuth, aber diese stellt sich nicht in widerwärtiger Blöße zur Schau.

Noch den gleichen Tag bestiegen wir den Zug nach Genf. Die dichtgefrorenen Fensterscheiben in den ungeheizten Wagen hinderten uns, von der Gegend, durch die wir dampften, genauere Notiz zu nehmen und wir waren über die Maßen froh, Abends 8 Uhr Genf, die erste Schweizerstadt erreicht zu haben, wo im Hotel „Suisse“ ein gutes Nachtessen, reinliche weiche Betten uns einigermaßen entschädigten für die Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, welche wir in den letzten Tagen erduldet hatten.

Genf, das wir schon aus frühern Besuchen sattsam kannten, konnte uns nicht fesseln und schon Morgens 5 Uhr 45 Min. den 10. Dezember führte uns der Zug über Lausanne, Freiburg, Bern nach unserm lieben St. Gallen, wo wir Nachts ½ 10 Uhr anlangten, nach einer Abwesenheit von genau 69 Tagen.

Unsere Verwandten empfingen uns am Bahnhofe, beiderseitig von Dank gegen die gütige Vorsehung erfüllt, daß ihr Auge über uns gewacht und uns das Glück vergönnt war, viel Schönes und Herrliches zu sehen und ohne Unfall wieder zurückzukehren zu denen, die uns theuer und lieb sind. Nach mancherlei Stürmen und Gefahren — sagt Dr. Sepp — tragen wir unser Herz mit neuer Liebe dem Vaterlande entgegen.

Zweiter Abschnitt.

Land und Leute.

Diese Schrift hat sich im vorigen Abschnitte, betitelt: „Die Reise", darauf beschränkt, unsere eigenen Erlebnisse zu erzählen, die unmittelbaren Eindrücke zu schildern, welche heilige Stätten und anderes Merkwürdige auf uns machten, sowie endlich die Oertlichkeiten und Landestheile, die wir durchstreiften, kurz zu beschreiben.

Vernehmen wir nun ein Mehreres über die ältere und neuere Geschichte dieses Landes im Allgemeinen, seine religiösen, politischen, sozialen, klimatischen und naturhistorischen Verhältnisse, die Resultate eigener Wahrnehmungen und Beobachtungen, anderseits die Lesefrüchte aus gediegenen und zuverlässigen Schriften älterer und neuerer Zeit.

Geschichtliches.

Religion, Volkscharakter, Sitten und Gebräuche.

Die Israeliten waren das bedeutsamste Volk des Orients; ihre Geschichte und Literatur hat schon mit Rücksicht auf das unter ihnen entstandene Christenthum eine außerordentlich große und bleibende Wichtigkeit für die Völker aller Klimate und Zungen. Außerdem sind auch die von ihnen uns überlieferten Bücher die zuverlässigsten und am besten geordneten Schriften über die ältere Geschichte der Menschheit, zum Theil die ältesten Geschichtwerke überhaupt.

Wir wissen aus der Bibel, daß in der Familie des Seth, des Sohnes Adams, die Ueberlieferung von Einem Gott bis auf Noah bewahrt blieb, während alle Völker in die Anbetung der Elemente, Gestirne, selbst der Thiere verfallen waren. In der Familie des Sem, Noahs Sohn, lebte die Ueberlieferung fort. Nicht durch geniale Denker, weisheitsstolze Priester und Magier, überhaupt durch hervorragende Geister sollte das Licht der Wahrheit auf Erden fortgepflanzt werden, sondern durch einen einfachen, anspruchslosen Hirten. Dieser Mann war Abraham. Dieses Stammhaupt einer nomadisirenden Hirtenfamilie bewahrte aber einen so unerschütterlichen Glauben, eine so tiefe Demuth, einen so opferfähigen Gehorsam gegen Gott, daß er, als er von Diesem den Befehl erhielt, seinen einzigen rechtmäßigen Sohn Isaak ihm zum Opfer zu schlachten, Abraham keinen Augenblick zauderte, diesen Befehl zur Ausführung zu bringen, die nur durch Gottes Engel verhindert wurde. — Abraham besorgte seinem erwachsenen Sohne Isaak eine Frau aus seiner alten Heimath Ur, aus seiner Verwandtschaft, da er ihn ferne von den heidnischen Kanaaniterinnen halten wollte. Ihm wurde die schöne Rebekka als Gemahlin heimgeführt. Zu Hebron, am Hain Mamre, lebten die Neuvermählten glücklich mit einander lange Zeit nach Abrahams Tode und hatten zwei Söhne, Esau und Jakob. Jedermann weiß, wie Esau, durch die List seiner Mutter, um sein Erstgeburtsrecht betrogen wurde. Um dem Zorne des hintergangenen Esau zu entgehen, flüchtete sich Jakob zu Laban, dem Oheim seiner Mutter, wo er blieb, bis sich die beiden Brüder freiwillig aussöhnten. Seitdem wohnte Jakob zu Bethel, empfing den Namen Israel, von dem alle Nachkommen Israeliten heißen. Unter seinen zwölf Söhnen war Juda auserlesen, der Stammvater des nach ihm benannten Stammes der Juden zu werden, in welchem der Messias geboren werden sollte. Der Vater gab aber dem zweitjüngsten Sohne Joseph stets den Vorzug; er war bildschön und voll Geist und erregte deßhalb den Neid seiner Brüder. Seine Verschacherung nach Aegypten, seine Erniedrigung, wie seine Erhebung daselbst sind bekannt. Sein Vater Jakob und die ganze

israelitische Sippschaft folgte ihm nach in das reiche und schöne Aegypten, wo ihnen der gnädige König das Land Gosen (im Delta der Nilmündungen) anwies, unfern der Stadt Heliopolis. Ungefähr 200 Jahre blieben die Israeliten in Aegypten, und da sie sich ansehnlich erhoben, trat auch ihr semitischer Gegensatz gegen die alten Aegypter immer greller hervor. Joseph war schon lange todt. Statt der judenfreundlichen Pharaone traten Andere auf, welche die Juden in Aegypten mit Frohndiensten beschwerten und sie insbesondere zwangen, an den kolossalen Bauwerken zu arbeiten. Ein Pharao, dem der Juden zu viele wurden, gab sogar den unmenschlichen Befehl, ihre neugebornen Knaben zu ertränken. Eine Frau vom Stamme Levi versteckte ihren Knaben in ein Schilfrohr-Körbchen am Nil, wo ihn Pharao's Tochter fand und sich seiner annahm. Dieses Kind war Moses. Was er als Jüngling sah, empörte ihn; dieser Mißhandlung seines Volkes konnte er nicht länger zusehen, sein Blut wallte auf, und er erschlug heimlich einen ägyptischen Aufseher. Er flüchtete sich nach dem Berge Horeb auf der Sinaihalbinsel, wo er eine Frau nahm und als Hirte lebte. Eines Tages sah er einen Busch brennen, ohne daß derselbe vom Feuer verzehrt wurde. Eine Stimme aus dem Busche sprach: „Ich bin der Gott Abrahams und will, daß du mein Volk aus Aegypten erlösest, dein Bruder Aaron wird dir dazu behülflich sein". — Nun kehrte Moses nach Aegypten zurück und verlangte von Pharao, sein Volk ziehen zu lassen. Auf mehrfache Weigerungen folgten die bekannten zehn Landplagen, von welchen nur das Land Gosen verschont blieb. Endlich brach der Trotz Pharao's und er ließ die Juden ziehen. Ihr glücklicher Uebergang über das rothe Meer und die unglückliche Katastrophe, welche das nacheilende ägyptische Kriegsheer erlitt, sind bekannte Thatsachen. Moses ordnete am Berge Horeb sein Volk und erhielt für dasselbe vom Berge Sinai die Gesetzestafeln, die zehn Gebote, welche bis auf den heutigen Tag das Grundgesetz und der Inbegriff aller sittlichen Pflichten geblieben sind. — Die größte Schwierigkeit war nun, in das **gelobte Land** einzudringen, weil es von zahlreichen Stämmen heidnischer Kanaaniter besetzt war. Die

ersten Versuche mißlangen und die Kinder Israels mußten wieder in die Wüste zurückkehren; 40 Jahre verweilten sie auf der Sinaihalbinsel und an der Südgrenze des gelobten Landes, bis es ihnen gelang, vom Osten her in dasselbe einzufallen. Zuvor aber endete ihr großer Prophet auf wunderbare Weise. Allein stieg er in hohem Alter auf den Berg Nebo, von wo aus ihm Gott in der Ferne das gelobte Land zeigte. Er kehrte nicht mehr zurück. Eine Spur von ihm wurde niemals aufgefunden.

Was den Kindern Israels die Eroberung des gelobten Landes erleichterte und ermöglichte, war, daß die Kanaaniter, welche das Land bisher inne hatten, kein geschlossenes Reich bildeten, sondern in viele kleine Horden oder städtische Gemeinden vertheilt waren. Wenn die heil. Schrift von ihren Königen spricht, deren 39, ein andermal sogar 70 wider Israel streiten, so können sie nicht mehr bedeutet haben als heutzutage ein Scheik oder Emir. Das eroberte Land wurde nach dem Gesetz an die 12 Stämme, die von den Söhnen Jakobs herstammten, vertheilt und zwar in 3 größere Gruppen, wovon der südliche Theil Judäa, der mittlere Samaria und der nördliche Galiläa genannt wurde. Unter den vielen Königen dieses in ewigem Streit und Hader lebenden Landes spielte David, Sohn des Isai, von Bethlehem — nachdem sein Vorgänger, König Saul, in seiner Regierung Fehler auf Fehler gehäuft hatte — eine Hauptrolle. Seine Regierung und die darauffolgende seines Sohnes Salomo bildete den Glanzpunkt der Geschichte des israelitischen Volkes. Durch Davids Energie gelangte das Land in eine Machtstellung, die es nie vorher besessen hatte. Schlag auf Schlag warf er alle Feinde Israels zu Boden: die Philister, Moabiter, Ammoniter, Edomiter und Damaszener, unter denen er grausam wüthen ließ, um ihnen Schrecken einzuflößen. Zu seinem Kriegsglück gesellte er Staatsklugheit. Seine Anordnungen in der innern Staatsverwaltung waren fern von aller Despotie, klug und gerecht. Auch wirkte der begeistert fromme und demüthige Sinn des Königs sehr folgenreich auf die Poesie und die Art der Gottesverehrung seines Volkes ein; denn er ist der Schöpfer der lyrischen Dichtkunst der Israeliten

und zugleich der Stifter der hebräischen Kirchenmusik. Seine Psalmen und Lieder, dieser poetische Spiegel aller Seelenstimmungen, sind für die Ewigkeit gedichtet. Trotz der Frevelthat gegen Uria, dem er sein schönes Weib geraubt und welchen er selbst in den Tod gesendet, blieb er doch „der Mann nach dem Herzen Gottes", denn er wog seine Fehler anderseits durch große Tugenden und Verdienste wieder auf und war bemüht, die Schuld durch tiefe Reue und Bußfertigkeit zu tilgen. Doch mußte er auch viel Unglück und Schmach in seiner Familie, als Strafe für seine menschlichen Schwächen, erleben. Sein eigener Sohn Absalon benutzte die Unzufriedenheit, welche seines Vaters Hofleben bei Priester und Volk erregt hatte, empörte sich gegen ihn und zwang ihn, aus Jerusalem zu fliehen. Allein der unnatürliche Sohn wurde von Davids Feldherrn Joab geschlagen und getödtet. Als er alt geworden war, übergab er die Regierung seinem Sohne Salomo. David hatte von 1058 bis 1018 regiert und war unstreitig als Mensch und als König der trefflichste Herrscher, den das israelitische Volk je hatte.

Salomo vollendete das Werk des Vaters. Wie David im Kriege groß war, so glänzte der Sohn in den Künsten des Friedens und herrschte bis an seinen Tod über Palästina. Seine Güte und Weisheit wurden weltberühmt. Um das Jahr 1000 vor Christo gründete er auf dem Berge Moria den berühmten Tempel Jehova's, bei dessen Einweihung 22,000 Rinder und 120,000 Schafe geschlachtet wurden. Aber als Weiberfreund trat dieser weise Mann in die Fußstapfen seines Vaters David, ja er übertraf ihn in der Ueppigkeit, da er nicht weniger als 700 rechtmäßige und 300 Kebsweiber hatte; auch sagt die Schrift, Salomo habe sich in hohem Alter einem wüsten Götzendienst ergeben und neben Jehova, seinen heidnischen Frauen zu lieb, andere Götzen angebetet und denselben viele Tempel errichtet. Berühmt sind seine Sprüche, die einen Schatz von weisen Lebensregeln enthalten, nicht weniger sein Hoheslied, eine Dichtung voll Jugendfeuer. Er regierte von 1018 bis 978 vor Christo.

Mit Salomo's Tode endete auch der Friede des Reichs, der Verfall begann und das große Reich ging, etwa 975 Jahre vor Christo, wieder in Trümmer. Die unnatürlichen Verhältnisse, welche eintraten, erzeugten eine Menge von Empörungen, Kriegen, Mißhelligkeiten und Greueln. Ueberall verrieth sich in diesen Wirren ägyptischer Einfluß und noch mehr die Verbindung mit der heidnischen Stadt Tyrus, und wenig fehlte, daß der Jehovadienst nicht durch den Baaldienst gänzlich verdrängt worden wäre. Allein der Prophet Elias verkündete furchtlos das Gericht des Herrn. Sein kühnes Auftreten gegen die 450 Priester des Baals auf dem Berge Karmel und sein glänzender Sieg sind bekannt. So tiefen Eindruck auch dieses auffallende Wunder gemacht hatte, so ermattete alsobald wieder die Begeisterung des Volkes und Elias mußte sich vor dem Zorne der Jesabel flüchten. Doch nicht lange und diese tyrische Verführerin, die man für eine Zauberin hielt, wurde im Volke und Heer verhaßt, weil sie beide Königsgeschlechter von Israel und Juda verblendet und vom Glauben an den wahren Gott abgebracht hatte und der reine Dienst Jehova's wurde durch die Bemühungen des Jehu wieder hergestellt. Aber die erbärmlichen Könige, verlockt durch die Wollust des Heidenthums und müde des Zwanges der Hohenpriester und Propheten, fielen wieder ab, was zu vielen Aufständen, Empörungen und blutigen Kämpfen Veranlassung gab. — Endlich sollte das ewig rebellische Volk aus seiner Heimath gerissen, mit den Unterthanen des babylonischen Reichs verschmolzen und das ganze Volk von Juda dahin verpflanzt werden, 588 vor Christo.

Als die aus ihrer Heimath, aus dem gelobten Lande ihrer Väter hinweggeführten Juden an den Bächen (Kanälen) Babylons weinend saßen, tröstete sie zuerst der mitgefangene Prophet Ezechiel. An dem jungen Propheten Daniel, einem Knaben aus königlichem Geschlecht, fand er einen geschickten Helfer. Schon durch sein salomonisches Urtheil in dem Prozesse der keuschen Susanna hatte er sich großen Ruhm erworben, sowie nicht minder durch Auslegung des Traumes des Königs Nebukadnezar. Auch die Propheten

Zacharias und Haggai zeigten dem Volke Israel in Visionen das neue Jerusalem.

Als Babylon von Cyrus erobert war, ließ dieser mächtige Herrscher die Juden wieder frei in ihre Heimath zurückkehren. Das war im Jahre 536 vor Christo. Indessen begaben sich nur 42,000 Juden unter Anführung Serubabels nach dem zerstörten Jerusalem, wo sie zwar den Tempel wieder erbauten, auch nach der Zerstörung des persischen Reichs von Alexander dem Großen gnädig behandelt, nach seinem Tode aber Unterthanen des Ptolomäus und später des Seleukus wurden. Nun traten für die Juden Zeiten großer Drangsale ein, die bis in die Regierungsperiode des Tyrannen Herodes (von seinen Schmeichlern der Große genannt) dauerten und wo der Heiland zu Bethlehem geboren wurde. Nach dem auf seine Veranlassung stattgefundenen Kindermord verfiel er bald in eine ekelhafte Krankheit, die Läusesucht oder Verwandlung des lebendigen Fleisches in Würmer. Er starb im Jahre 4 nach Christo zu Jericho, nachdem er noch seinen eigenen Sohn Antipater im Kerker hatte hinrichten lassen. Ihm folgte auf dem Throne sein Sohn Archelaos, der aber wegen zu strenger Regierung abgesetzt und im Jahre 6 nach Gallien verbannt ward. Hierauf wurde Judäa eine römische Provinz und von dem Prokurator Pontius Pilatus verwaltet. Zwar regierte einige Jahre Herodes Antipas, zweiter Sohn von Herodes I., in einem ihm zugewiesenen Theile des Landes in Tiberias. Vergebens bestrebte er sich, von Rom als König aller Juden anerkannt zu werden; auch er wurde im Jahre 39 nach Gallien verbannt, während ein Enkel des Herodes, Sohn des Aristobul, Herodes Agrippa, von Rom den Titel König erhielt, aber neben dem römischen Statthalter nur wenig mehr galt.

Todesgefahren umringten schon die Wiege Jesu Christi. Um dem Mordschwert des gefühllosen Herodes zu entgehen, mußten seine Eltern mit ihm, dem Säugling, durch die Wüste nach Aegypten flüchten. Erst nach zwei Jahren kehrten sie nach dem stillen Nazareth zurück. In seinem 12. Jahre wird zum erstenmal im Tempel zu Jerusalem, „dem Hause seines Vaters“, seine über-

natürliche Weisheit kund; aber erst, da er das 30. Jahr, das Prophetenalter erreicht hatte, tritt er auf, um das ihm vom Vater aufgetragene Werk zu vollbringen.

Fassen wir nun die menschliche Gesellschaft, wie sie in Jerusalem zur Zeit Jesu beschaffen war, in's Auge.

Zu den vornehmsten Bewohnern jener Stadt gehörten zur Zeit Christi, nächst dem König und dem römischen Landpfleger die Hohenpriester. Diese letzteren hatten stets noch die Obliegenheiten im Tempel wie zu Mosis Zeiten und sie waren auch die Vorsteher des hohen Rathes oder des Synedriums, d. h. des obersten Gerichtshofes der Juden, in welchem zur Zeit Christi viele Priester, Leviten, Schriftgelehrte und Pharisäer saßen, Annas an ihrer Spitze.

Die Schriftgelehrten oder die Rabbiner waren die Lehrer des Gesetzes und der Religion, die Ausleger der heiligen Schriften. Zur Zeit Christi waren sie durch die Pharisäer verderbt, auch unter sich uneins und verdienten den Tadel des Heilandes. Trotz allen Auswüchsen der Praxis war das Rabbinerthum ein großer Gedanke, der in der Reinerhaltung der mosaischen Religion gipfelte und dem es unter schwierigen Verhältnissen mit einer bewundernswerthen Energie oblag.

Die Pharisäer bildeten einen besonderen Orden aus Priestern und Laien und zählten zur Zeit Christi bei 6000 Mitglieder. Die meisten von ihnen übten ihre Religion mit Heuchelei, um von Andern gesehen zu werden, und bewiesen aber nebenbei durch Stolz und Hartherzigkeit, daß weder Gottes- noch Nächstenliebe in ihnen wohnte. Dennoch verehrte sie das Volk vielfach wie Heilige und ihr Wort galt oft mehr als das des Hohepriesters. Dieses Ansehen wußten sie wohl zu benutzen: in alle öffentlichen Angelegenheiten mischten sie sich ein und wütheten mit blindem Verfolgungsgeiste gegen Alle, die nicht ihres Sinnes waren. Selbst die Könige hatten sich vor ihnen zu fürchten. Ihr ganzes Wesen war Scheinheiligkeit, mit welcher sie das ganze Judenvolk ansteckten. Deßwegen sprach auch Jesus die härtesten Worte gegen sie und waren sie seine erbittertsten Feinde.

Die Sadduzäer, eine andere Partei, die unter den Juden lebte, waren meist reiche, vornehme Freigeister, welche die Fortdauer der Seele nach dem Tode, also auch die Auferstehung läugneten, den Glauben an die Engel, sowie alle mündliche Ueberlieferung verwarfen und nur das geschriebene Gesetz des Mosis — nach ihrer eigenen willkürlichen Auslegung — für verbindlich hielten. Obschon mit den Pharisäern stets in bitterster Feindschaft lebend, machten sie mit diesen gleichwohl gemeinschaftliche Sache wider den Heiland, weil sie vom verheißenen Messias nur irdische Güter und Befreiung vom römischen Joch erwarteten. Sie hatten übrigens Aehnlichkeit mit den Herodianern, welche den grausamen, abscheulichen Herodes als den verheißenen Messias ausgaben, am königlichen Hofe lebten und ein wüstes Leben führten.

Die Essäer waren die dritte der drei jüdischen Grundsekten. Sie galten unter den Juden als die tugendhaftesten. Sie flohen die großen Städte und bewohnten nur Dörfer und Flecken; ihre Beschäftigung waren vorzüglich Ackerbau und harmlose Handwerke, niemals Handel oder Schifffahrt; sie hielten keine Sklaven und unterstützten sich gegenseitig bei ihren Arbeiten. Sie verachteten den Reichthum und begnügten sich mit dem Nothwendigsten. Sie wohnten, aßen, lebten gemeinschaftlich, trugen Alle weiße Gewänder, waren gastfrei, sorgten auf's Liebevollste für Kranke. Die Mehrzahl entsagte der Ehe, verachtete die Weiber, körperliche Leiden und den Tod. Sie vermieden den Zorn, die Lüge und das Schwören. In Palästina gab es höchstens 4000 Essäer. Die Beschaffenheit des inneren Menschen war im Essäerthum zum erstenmal zum Ziel der Religion erklärt. So viel ist gewiß, daß dieser Orden Alles übertrifft, was an wahrer Sittlichkeit im Kreis des damaligen jüdischen Lebens produzirt worden war. — Man hat die Behauptung aufgestellt, Jesus Christus sei ein Essäer gewesen und sein Evangelium Nichts, als der gereinigte Essäismus. Man braucht aber nicht erst darauf hinzudeuten, daß die evangelischen Grundwahrheiten, wie die Dreieinigkeit, die Fleischwerdung, die allgemeine Erlösung der Menschen, die Berufung der Heiden, die Auferstehung der Todten, die Sakramente von den Essäern

nicht geahnt wurden, während umgekehrt deren Fatalismus nichts weniger als evangelisch ist.

Eine ganz eigenthümliche Menschenklasse waren die Publikanen oder Zöllner, Juden, welche die römischen Zölle und Abgaben gepachtet hatten und von ihren Mitbürgern wegen ihrer Habsucht und ihren Erpressungen als „öffentliche Sünder" verachtet wurden. Auch war alles Römische den Juden verhaßt.

Zur Zeit Jesu hatte jede mäßige Stadt Palästina's, wie Nazareth oder Kappernaum wenigstens eine Synagoge, meistens auf Anhöhen gestellt. Jerusalem soll deren nicht weniger als 480 gehabt haben. Zumeist an Sabbathen und Festtagen, dann aber auch am Montag und Donnerstag, den beiden Markttagen, versammelte man sich darin zum Anhören der biblischen Abschnitte. Der Gottesdienst der Synagoge war sehr gedehnt und dauerte oft bis in den Abend hinein, wo Junge und Alte lautlos sich in die Lesung der Schrift, dann aber auch wieder um eine erregte, oft durch stürmischen Zuruf unterbrochene Debatte vereinten, während draußen vor der Synagoge „in der Oeffentlichkeit und Gesprächigkeit orientalischen Lebens" die Fragen weiter diskutirt wurden, die drinnen feierlich und schulmäßig behandelt worden waren. — So war die Synagoge eine wirkliche Schule der Nation und Josephus rühmt mit Recht, daß durch sie das Gesetz Gemeingut Aller geworden sei und daher im jüdischen Hause jede Magd aus ihrem Gottesdienst wisse, was Moses in jedem einzelnen Fall im Gesetz verordnet habe.

Das Synedrium oder der hohe Rath zu Jerusalem war zu Jesu Zeit die legitime Behörde für Kultusverfügungen, also zunächst eine theologische Behörde und bestand aus 71 Mitgliedern, gebildet durch die Oberpriester, Volksältesten und die berühmtesten Rabbiner. — Jesus wurde wegen Anmaßung der messianischen Würde vorgeladen; Petrus und Johannes stehen vor dem hohen Rathe wegen Verbreitung von Häresie; Stephanus wegen Gotteslästerung, Paulus wegen Uebertretung der Tempelordnung. — In diesen religiösen Dingen galt dann die Autorität der Behörde — wie aus Pauli Reise nach Damaskus

erhellt, auch im Ausland. — Die Praxis dieser Behörde soll sehr human gewesen sein, da selbst Zuhörer an der Debatte Theil nehmen durften, wenn sie etwas zur Entlastung des Angeklagten zu sagen wußten. Die Todesstrafen waren Steinigung, Verbrennung, Enthauptung und Erstickung. Indessen hatte das Synedrium weder unter Herodes, noch unter römischer Prokuratur das Recht, die Todesstrafe zu vollstrecken, sondern es konnte nur den Antrag auf solche stellen und die römischen Behörden waren selten geneigt, ein Todesurtheil wegen Uebertretung der ihnen verhaßten jüdischen Bräuche zu bestätigen.

Neben diesem obersten Gerichtshof bestanden sodann in jeder Stadt Palästina's lokale Synedrien von 7 Richtern, welchen alle Civil- und Kriminalsachen zugewiesen waren. — Mehr als 40 Ruthenstreiche sollten, nach 2. Mose 25, 3, keinem Verbrecher gegeben werden. Da die Rabbiner aber die Möglichkeit in's Auge faßten, daß der Büttel im Zählen sich irren könnte, ließ man es, um einer unwissentlichen Gesetzesübertretung vorzubeugen, bei 39 bewenden. „Fünfmal, sagt Paulus, habe ich von den Juden 40 Streiche empfangen weniger Einen." Die Strafe hatte zuweilen den Tod des Delinquenten zur Folge.

Wir wissen aus der Geschichte, namentlich des jüdischen Geschichtschreibers Flavius Josephus, daß die Enkel der berühmten und heldenmüthigen Makkabäer in beständigen Streitigkeiten unter sich lebten. Brüder bekriegten und ermordeten einander. Hirkanus II. rief endlich, da er sich anders nicht mehr zu helfen wußte, wider seinen eigenen Bruder Aristobulus II. die Römer zu Hülfe. Sie kamen, eroberten das Land, behielten es aber für sich und machten um's Jahr 40 vor Christus einen Fremdling, den heidnischen Idumäerfürsten Herodes, zum Könige von Judäa. Damit war das Szepter von Juda genommen und zwar für immer. Herodes war bekanntlich ein grausamer, blutgieriger Heuchler, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Thätigkeit, Ausdauer, Verstand und Gewandtheit; lauter Eigenschaften, die er nur für seine schlechten Zwecke verwendete. Mehr um sein Andenken zu verewigen, als den Juden zu schmeicheln, ließ er anderseits den

Tempel zu Jerusalem umbauen und zwar mit so ungeheurem Prachtaufwand, daß er viel größer und kostbarer wurde als selbst der ehemalige Tempel Salomo's. Sechsundvierzig Jahre wurde daran gebaut. Aber auch andere Städte ließ er von Grund aus erbauen und schmückte die Hauptstadt Jerusalem mit Palästen, Burgen, Thürmen und Lusthäusern, welche Wunderwerke der damaligen Zeit genannt werden konnten, so daß die heil. Stadt mit Recht genannt werden konnte: Jerusalem, die Königin, die auf den Bergen thront!

Jerusalem bildete stets — wie wenige Hauptstädte — Herz und Mittelpunkt des Landes, sowie in demselben Mittel- und Lebenspunkt, um den alles Treiben der Stadt wie der Landschaft sich drehte, der Tempel war. In den Säulengängen, welche die untere Area des Heiligthums umgaben, herrschte ein reger Verkehr, indem hier Taubenkrämer und — nach Johannes — auch Ochsen- und Schafhändler mit ihren Thieren eine Art von Thiermarkt für die Opferlustigen abhielten. Auch Geldwechsler hatten Tische aufgestellt. Bei der Leidenschaft, mit der die jüdische Bevölkerung Geldgeschäfte behandelte, war hier oft ein so unheiliges Toben und Schreien, ein Betrügen und Klagen über Betrug, daß Jesus diesen Theil des Tempels eine Räuberhöhle nannte! — Durch das Leben im Tempel hatte die Stadt, so wenig einladend sie auch Fremden erschien, doch in Allem den großartigen Zuschnitt eines Mittelpunktes höchster und heiligster Interessen, die selbst Ausländern imponirte. Die Priester, deren Zahl Jesephus auf 20,000 anschlägt und die meist in Jerusalem selbst ihren Sitz hatten, bildeten einen nicht geringen Theil der Einwohner, daneben Leviten, Pharisäer, Essäer, herodische Höflinge in der Pracht orientalischer Prunksucht, die römische Besatzung: das alles zusammen konnte eines gewaltigen Eindrucks auf die Bewohner dieser sonst armen und einförmigen Landschaft nicht verfehlen. Außerordentlich war besonders das Leben, wie es bei Festen im Tempel wogte. Alle rabbinischen, gelehrten Elemente drängten sich hier zusammen. So war Jerusalem der Sitz aller hervorragenden gelehrten Schulen, der Mittelpunkt der Kontroversen, die Bildungs-

stätte der Lehrer, der Kampfplatz der theokratischen Parteien, mit einem Worte und im eminentesten Sinne eine Hauptstadt der jüdischen Nation. Es ist begreifllich, daß eine solche Hauptstadt auch auf die nächste Umgebung einen bestimmenden Einfluß ausübte. — „Ein Mann, der nahe ist, sagen die Jubiläen, und nicht kommt zum Passah, so er rein ist, der soll ausgerottet werden.“ So wird's auch begreiflich, wie der Proconsul Cestius anno 66 am Laubhüttenfeste, trotz des Krieges, ganz Lydda leer fand, weil alle Einwohner zu der Tempelfeier nach Jerusalem gezogen waren; und solcher Feste waren viele. Dieses Alles umspann das Gemüth des jüdischen Mannes mit weit stärkeren Banden, als den ferne wohnenden Galiläer. Namentlich war das Laubhüttenfest für die Landschaft ein Volksfest, von dem man sprichwörtlich zu sagen pflegte: „Wer diese Freude nicht gesehen, habe Israels Herrlichkeit nicht gesehen“.

Man würde ein wesentliches Moment der jüdischen Geschichte übergehen, würde nicht noch Erwähnung geschehen von der seltsamen Klasse der Samariter, die in einer besondern Enclave von etwa 40 Quadratmeilen ihren Sitz hatten. In diesem Landstriche hatten die Nachkommen einiger Euphratstämme ihren bleibenden Aufenthalt genommen, die hier im Laufe der Zeiten, vermischt mit den Trümmern Israels und den landflüchtigen Judäern, welche Jerusalem in seinen langjährigen Parteikämpfen ausstieß, zu einer besondern mosaischen Gemeinschaft zusammengewachsen waren. Auf der flachen Höhe des Berges Garizim war 200 Jahre lang der Tempel der Samariter gestanden; aber auch dieses Heiligthum hatte Hyrkan dem Boden gleich gemacht und die große Synagoge des späteren Neapolis (Nablus, Sichem), war ein ärmlicher Ersatz für den weiland so gepriesenen Tempel. Die religiösen Eigenthümlichkeiten Samariens hatten sich von Anfang an im Gegensatz zu dem neuen jüdischen Wesen entwickelt. Erhitzte Disputationen fanden im In- und Ausland über die große Streitfrage statt, ob Moria oder Garizim der Ort sei, wo man nach Moses Willen Jehova anbeten soll.

Der eingefleischte Haß zwischen Juden und Samaritern ist notorisch; der scharfe jüdische Spott wurde nicht müde, die schwachen Seiten des samaritischen Wesens zu geißeln, wie anderseits die Samariter die jüdischen Heiligthümer verhöhnten, von denen man sie ausschloß. Auf Umwegen zogen die Galiläer zu den Festen nach Jerusalem, denn der Samariter Städte waren unrein und es war verboten, bei ihnen Unterkunft zu suchen oder Speise von ihnen anzunehmen. „Wir wissen, daß du ein Samariter bist und hast den Teufel,“ sagten die Juden bei Johannes zu Jesu!

Immer unerträglicher wurde den Juden der Druck der römischen Landpfleger; es kam zur offenen Empörung und die Hauptstadt wurde endlich durch Kaiser Vespasians Sohn, Titus, mit aller Macht belagert; die Juden waren nicht im Stande, der römischen Kriegskunst lange zu widerstehen, obschon sie mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die anstürmenden Legionen kämpften. Der Tod wüthete in jeglicher Gestalt unter den Belagerten. Endlich, den 10. August 70, wurde die Stadt erobert, der prachtvolle Tempel ging in Flammen auf, worauf die gänzliche Zerstörung Jerusalems auf dem Fuße folgte. Der Druck über die Zurückgebliebenen war von nun an nur noch unerträglicher und der Haß gegen Alles, was römisch hieß, steigerte sich nur noch mehr, als 60 Jahre nach der Zerstörung der Kaiser Aelius Hadrianus den Boden Jerusalems dadurch entweihte, daß er dort eine heidnische Kolonie anlegte und den Namen Jerusalem mit der Benennung Aelia Capitolina vertauschen wollte, und auf der Höhe, wo einst Salomo's Jehovatempel gestanden, ein Jupitertempel errichtet wurde. Nun hatte die Schmach ihren Höhepunkt erreicht.

Noch einmal griffen die Juden, angefeuert von dem Fanatiker Simon, zu den Waffen. In einem dreijährigen mörderischen Kampfe, der eine halbe Million Eingeborner kostete, unterlagen sie für immer römischer Kriegsgewandtheit. Massenweise wanderten die Ueberlebenden aus, das Land wurde zur Wüste und der jüdische Staat hatte sein Ende erreicht. Ueber den ganzen Erdboden zerstreut leben seitdem die Israeliten

unter fremden Völkern, aber treu ihrer Religion, ihren Sitten und ihrem Aberglauben.

Trotzdem wurde die Aelia Capitolina bald wieder in überwiegender Anzahl von Christen bewohnt, nahm auch ihren alten Namen Jerusalem wieder an und wurde, als nach der Bekehrung Constantins seine Mutter, die Kaiserin Helena, dorthin wallfahrtete und die heiligen Orte mit prachtvollen Kirchen schmückte, der Gegenstand besonderer Verehrung und der Zielpunkt immer zahlreicher werdenden Wallfahrten für die Christen. Als aber im 12. Jahrhundert durch die wilden Seldschukenhorden, welche ihre Herrschaft über Vorderasien ausbreiteten, die Christen und namentlich die Abendländer resp. die immer zahlreicher nach Jerusalem ziehenden Pilger, den härtesten Unbilden und Gelderpressungen ausgesetzt wurden, entstand im christlichen Europa jene große, unter dem Namen der „Kreuzzüge" bekannte Völker-Bewegung, deren Hauptziel die Eroberung Jerusalems und der heiligen Orte war, und die von dem Ende des 11. bis zu dem Ende des 13. Jahrhunderts (1096—1291) dauerte. Den ersten Anstoß zu diesen Kreuzzügen gab der Mönch Peter von Amiens, auch Peter der Einsiedler genannt, der von einer Wallfahrt in's heilige Land zurückgekehrt mit ungewöhnlichem Feuer der Rede, kühner Zuversicht des Glaubens und wunderbarer Begeisterung die Drangsale der Christen im Oriente verkündete und den an ihn unmittelbar von Christus ergangenen Befehl, dieselben zu retten, predigte. Bei diesen Kreuzzügen tritt uns in höchst überraschender Weise vor Augen, was die Kirche Christi allmälig unter den schwierigsten und störendsten Verhältnissen bei den germanischen Völkern bereits gewirkt hatte, um sie endlich zu dem Heldenakte des Christenthums zu begeistern, in welchem Fürsten und Völker in höchster Eintracht und freudiger Hingebung zur Eroberung jenes Landes eilten, wo einst der Heiland die Erlösung vollbracht und das er durch seine Gegenwart geheiligt hatte. So erscheinen die Kreuzzüge als ein wahrer Triumph des Christenthums, wobei es sich um nichts weniger handelte, als Hab und Gut, kurz Alles, was dem sinnlichen Menschen hienieden wünschenswerth sein kann, zu verlassen und

unter selbst aufgelegten Entbehrungen, Mühen und Leiden, unter steten Gefahren des Lebens, mit der größten Selbstverleugnung, bloß eine christliche Idee zu verfolgen. Mögen auch mancherlei irdische Triebfedern mit eingewirkt haben, immer wird man gestehen müssen, ein Gedanke, der ganze Völker durch 200 Jahre bewegte, war nicht von dieser, sondern von jener Welt und er galt zugleich dem christlichen Gemüthe, wie der christlichen Ehre.

Wurde nun gleich der eigentliche und nächste Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, so sind diese Kreuzzüge gleichwohl für die europäische Menschheit von den großartigsten und heilsamsten Erfolgen begleitet gewesen.

Alle ernsteren Forscher, welche den allgemeinen Zustand Europa's am Ende der Kreuzzüge mit jenem vor dem Beginne derselben verglichen haben, stimmen darin überein, daß die Civilisation unermeßliche Vortheile daraus geschöpft habe, nicht zu gedenken der Fortschritte der Schifffahrt, des Handels, der Gewerbe und mannigfaltigen Verbesserungen, welche sich als eine natürliche Folge der Berührung des Abendlandes mit dem gebildeten Oriente zeigten. Man könnte aber an noch ungleich wichtigere Thatsachen als Folgen der Kreuzzüge erinnern. Vor Allem aber muß man sich an die religiöse Idee halten, welche diesen Völkerbewegungen zu Grunde lag, und sogleich wird man andere Gewinne in denselben gewahren als bloßen politischen Nutzen, gesellschaftliche Umwälzungen und materielle Weiterbeförderung der Civilisation.

Nach dieser Zeit finden wir in der Geschichte Palästina's wenig mehr, was von besonderem Interesse wäre. Um 1516 wurde ganz Syrien von den Osmanen erobert und seitdem ist das Schicksal des Landes mit dem der osmanischen Dynastie eng verkettet gewesen. Die Erscheinung Napoleons in Palästina anno 1799 war bloß ephemer und veränderte wenig an den öffentlichen Verhältnissen, da er nur bis Safed und Nazareth vordrang und sich dann wieder zurückzog. Dagegen gab Abdallah Pascha dem thatenlustigen Beherrscher Aegyptens, Mohamed Ali, Vorwand zu einer bewaffneten Intervention in Palästina. Schon war er im Begriffe, durch seinen kriegerischen Adoptivsohn Mohamed Ali

ganz Syrien zu erobern; allein den europäischen Mächten, namentlich Rußland, gelang es, den Frieden zu vermitteln. Freilich leistete die ägyptische Herrschaft für Syrien auch nicht, was man zuerst erwartet hatte und war mit Hinsicht auf Steuern und Konskription nicht gelinder als die türkische, was in Syrien böses Blut machte und schon 1834 brach ein Aufstand gegen Mohamed Ali aus. Im Jahre 1840 erhob sich der Libanon und wurde durch die Intervention Englands und Oesterreichs Syrien dem Sultan Abdal-Medjed wieder zurückerobert, so daß Syrien wieder unter türkische Herrschaft gelangte. Der auf Anstiften der türkischen Gewalthaber im Jahre 1860 erfolgte Aufstand der Drusen vom Libanon und Damaskus gegen die Christen wurde durch ein französisches Expeditionskorps unterdrückt. Seit dieser Intervention muß der Pascha des ganzen Libanon-Distrikts christlicher Religion sein und erhält seine Befehle direkt von der Pforte.

Die vielen Kriege, Eroberungen, Besetzungen, welche Palästina Jahrtausende hindurch, von Josua an bis in die neueste Zeit erfahren hat, mußten ein buntes Gemenge von Bewohnern der verschiedensten Sprachen und Sitten zur Folge haben.

Die Bevölkerung Syriens zerfällt daher völkergeschichtlich in Syrer, Griechen, Araber, Türken, Armenier, Juden und Franken; nach der Religion in Muhamedaner, Christen und Juden.

Die Türken sind in Syrien als Eroberer im Besitze des größten Theils des Grundeigenthums und gesetzlich aller Civil- und Militärämter. Als Nation sind sie ein, mit anzuerkennenden geistigen Vorzügen begabter, ernster und viel Biederkeit besitzender Menschenschlag. Der Türke ist fromm und gottesfürchtig in seinem ganzen Wesen. Sie scheiden sich in Alt- und Jungtürken oder Reformer. Die Einführung europäischer Kultur wird aber von den Letzteren sehr verkehrt und oberflächlich betrieben, indem sie die Schaale für den Kern nehmen und glauben, es genüge, fränkische Kleidung zu tragen und geistige Getränke zu trinken.

Die Araber — in Palästina und Aegypten die Hauptbevölkerung — sind eine urkräftige, reich begabte, höchst bildungs-

fähige Nation. Ihre Augen sind groß und schön, die Haltung elastisch und edel.

Unter den Arabern in Syrien nehmen besonders die Beduinen das Interesse in Anspruch. Sie bilden zum Theil eine seßhafte Bevölkerung, zum Theil sind sie Nomaden; äußerlich gehören sie zu den Muslimen, beschäftigen sich aber nur mit ihren Heerden und Raubzügen. Sie wohnen meist in schwarzen Zelten aus Ziegenhaar. Für sein Leben kann der Reisende unter den Beduinen, die sonst als gastfreundlich gerühmt werden, außer Sorge sein, so lange er nicht von seinen Waffen Gebrauch macht oder das Unglück hat, Jemand zu tödten; dagegen machen sie sich aus dem Rauben wenig. Die Regierung hat sich vor diesen Wanderstämmen um so weniger zu fürchten, da sie nie unter einander einig sind.

Die Muslimen bilden heute den Hauptbestandtheil (ca. 4/5) der Gesammtbevölkerung Syriens. — Der Koran (muhamedanisches Gesetz- oder Glaubensbuch) wurde früher als etwas Uebernatürliches betrachtet und wird jetzt noch als das vollendetste Meisterwerk arabischer Literatur angesehen. Die Moral des Islam ist durchaus dem Charakter des Arabers angepaßt: Mildthätigkeit, Gastfreundschaft, Genügsamkeit, strenge Befolgung seiner religiösen Gebote sind Hauptvorzüge arabischen Lebens, obschon Geldgier eine hervorragende Leidenschaft bei ihm ist. Das Verbot des Weingenusses wird von höheren Ständen nicht mehr ängstlich beobachtet; vielmehr wird Wein und Branntwein von den Türken in Menge getrunken. Eine der religiösen Hauptpflichten des Muslim ist das fünfmal im Tage sich wiederholende Gebet, dessen Zeit von dem Ausrufer auf den Minarets (schlanke Thürme an türkischen Bethäusern oder Moscheen) angezeigt wird. Der Betende stellt sich barfuß hin, das Gesicht gegen Mekka gewendet und unterbricht das Gebet mit einigen Niederwerfungen und Verneigungen nach bestimmter Reihenfolge. Eine andere wesentliche Pflicht der Gläubigen ist das Fasten während des Monats Ramadan. Von Tagesanbruch an bis zum Abend darf nichts genossen und nicht geraucht werden, was sehr streng gehalten wird; aber auch hier berühren sich die Extreme und werden die Nächte

dann oft in Saus und Braus zugebracht. In Städten wird Anfang und Ende der Tagesfastenzeit durch Kanonenschüsse angezeigt. Der Beiram, ein dreitägiges religiöses Fest der Türken, welches mit großer Pracht gefeiert wird, beschließt den Ramadan. Die Wallfahrt nach Mekka ist jeder Muslim in seinem Leben einmal zu machen verpflichtet. Die Derwische (arme türkische Mönche oder Einsiedler) genießen noch heute große Achtung bei dem Volke, da sie im Rufe stehen, Wunderthaten verrichten zu können. Den Islam hat man immerhin als einen Fortschritt im Gegensatz zum Heidenthum anzuerkennen, da er höhere religiöse Begriffe und wissenschaftliche wie politische Bildung mit sich führt.

Die Juden zerfallen in mehrerlei Klassen. Im Ganzen aber haben sie ihren Charakter ziemlich rein bewahrt; sie sind immer an ihrer Physiognomie, Tracht und ihren bekannten Seitenlocken schnell zu erkennen. Sonst sind sie — mit sehr würdigen Ausnahmen — physisch und moralisch unsauber. Die beste Gelegenheit, ihre Eigenthümlichkeiten genauer kennen zu lernen, bietet sich an ihren, jeden Freitag Nachmittag stattfindenden Versammlungen bei der sog. Klagemauer in Jerusalem.

Die Griechen sind geistig wohl begabt, genießen aber im ganzen Orient wegen ihres schlauen, feilen, betrügerischen und unzuverlässigen Wesens keines guten Rufes. Sie haben viele Schulen, sind aber durchschnittlich als sehr fanatisch bekannt; ihr Haß trifft vor Allem die lateinischen Christen. Ihr Gottesdienst ist überladen mit Ceremonien und übertriebenem Luxus; ihr Kirchen-Gesang ist ungenießbar, ja widerlich bis zum Ekel.

Armenier und Kopten gibt es beinahe nur in Jerusalem. Die ersteren sind die geschicktesten Handwerker, besonders aber sehr gewandte Kaufleute. Daher sind im ganzen Orient die reichsten Banquierhäuser fast immer armenische.

Die Christen des Orients gehören in überwiegender Mehrzahl zur griechischen Kirche. Die römisch-katholische Kirche (lateinische) zerspaltet sich auch in verschiedene Sekten. Im Allgemeinen sind die katholischen Geistlichen, Dank dem Einfluß der Propaganda in Rom, den griechischen und syrischen weit überlegen, und was

die Pflege der Pilger betrifft, so gebührt die Krone unstreitig den Franziskanern. In der Regel sind dieselben Italiener und Spanier. Die Schulen, welche sie leiten, üben auf den eingebornen Klerus wohlthätigen Einfluß. Seit einigen Jahrzehnten besteht auch ein lateinisches Patriarchat in Jerusalem. Die Protestanten in Syrien können zu etwa 300 Seelen taxirt werden.

Ein Krebsübel in der Gesellschaft der Orientalen ist die Vielweiberei. Diese untergräbt das Familienleben, die Quelle häuslicher Sittlichkeit, Kraft und Tugend. Doch herrscht glücklicherweise Einweiberei vor und die Vielweiberei ist gesetzlich auf vier Frauen beschränkt. Nur der Reiche vermag den Luxus eines Harems zu bestreiten; der gemeine Mann begnügt sich meistentheils mit einem Weibe. In dieser Hinsicht macht das Vorbild fränkischen Familienlebens im Orient mehr und mehr sich geltend. Man glaubt auch vielfach aus den abnormen Verhältnissen, nämlich der Abgeschlossenheit und der abschreckenden Vermummung, in der selbes über die Gassen geht, den Schluß ziehen zu dürfen, daß das weibliche Geschlecht in jeglicher Beziehung in den Staub getreten sei; doch soll dies in Wirklichkeit keineswegs der Fall sein. So viel ist schon wahr, daß das orientalische Weib vielfach einem gefangenen Vögelchen gleicht, das in einem vergoldeten Käfig mit Süßigkeiten gefüttert wird, das man aus dem Käfig herausflattern läßt, aber mit gestutzten Flügelchen und einem am Füßchen befestigten Faden. Entsteht Unfrieden im Hause, so beschränkt sich derselbe in den meisten Fällen nur auf Uneinigkeiten unter den Frauen selbst, nicht aber zwischen ihnen und dem Manne. Das ist aber schon genug, um über die Vielweiberei den Stab zu brechen. Junggesellen sollen selten sein.

Sitten und Gebräuche im Orient gleichen in vielfachen Beziehungen noch denjenigen, welche wir aus dem alten Testamente kennen. Die Beschneidung findet gewöhnlich mit einigem Pomp statt. Mädchen werden oft im 12.—14. Jahre, ja schon im 10. verheirathet. Die bezüglichen Vorbereitungen und öffentlichen Aufzüge sind sehr lärmend und geräuschvoll und die sog. Freuden- oder Klageweiber, die sowohl Hochzeit- als

Trauerzüge begleiten, dürfen nie fehlen. — Alles gegen Bezahlung! Dabei werden auch meist lärmende, musikalische Instrumente gebraucht, wie das Tambourin, die Cymbeln, Pauken, öfters in Verbindung mit Händeklatschen und Gesang. — Zu den Blasinstrumenten gehört vorab die Schalmei; Saiteninstrumente sind Laute und Geige. Bei Nacht wird der Zug mit Lichtern und Fackeln begleitet und dadurch der Effekt erhöht. Der Klagelaut bei Traueranlässen ist ein hoher, gellender, gezogener, langsam fallender Ton, eine Art Quieken, und wenn viele Frauen einstimmen, so setzt das einen widerlichen Lärm ab.

Ueberhaupt ist die Musik im Orient noch auf der niedersten Stufe. „Die Morgenländer", sagt Dr. Sepp, „können nicht singen. Es ist ein Kreischen und Fistuliren und weder Klang noch Melodie darin. Da, wo die Psalmen gedichtet wurden und der Kirchengesang seinen Ursprung nahm, ist es mit dem Cantus am kläglichsten bestellt; das reine menschliche Stimmorgan wird unnatürlich in langgezogene Nasaltöne übersetzt, worauf plötzlich die rascheſten Rouladen wechseln und betäubendes Geschrei in den höchsten Tönen zum Schlusse folgt. Bei den Griechen und Armeniern ist der Gesang ein widerliches Gegurgel und Genäsel, bei den Türken und Arabern ein in unausstehliche Noten gesetztes Hundeknurren und Schakalgeheul. Es ist sich demnach nicht zu verwundern, wenn die griechisch-russischen und armenischen Pilger in der Grabkirche mit Wohlgefallen den Tönen der Franziskanerorgel lauschen, da sie ihr Lebelang nichts dergleichen gehört haben."

Der Europäer aber, der einen bessern Begriff von Kirchenmusik hat, kann auch dieses Orgelspiel in den lateinischen Kirchen des Orients nur mit einem Gefühl des Bedauerns und selbst Widerwillens anhören. Der Charakter der Kirchenmusik soll Andacht sein, denn in der Kirche soll eine fromme, edle Stimmung die Gemeinde beherrschen und muß darum auch jener Alles fremd bleiben, was an das Alltägliche erinnert. Wahrhaft religiöse Musik gehört zum Tiefsten und Wirkungsreichsten, was die Kunst hervorbringen kann, und man darf mit Recht behaupten, daß die Vernachlässigung derselben und ein ihr angeeigneter theatralisch-

profaner Charakter am empfindlichsten sich rächt durch das Sinken der Religiosität und Kunst.

Aber was mag der geehrte gebildete Leser dazu sagen, wenn wir ihn versichern, daß wir in der Heiliggrabkirche in Jerusalem von dem Organist nichts Anderes hörten, als Ländler und Märsche, letztere an höhern Festen noch mit einer Vorrichtung von großer Trommel begleitet. In der Franziskanerkirche in Jafa waren wir nicht minder überrascht, am Schlusse der heil. Messe den Organisten, einen weißbärtigen Franziskaner, mit großer Virtuosität das muntere Duett aus der Norma: „Ja, bis zur letzten Lebensstunde“, spielen zu hören.

Geographisches, Bevölkerung, religiöse Verhältnisse.

Moses schilderte das gelobte Land seinem Volke mit den Worten: Der Herr dein Gott führt dich in ein gutes Land, ein Land, da Bäche und Brunnen und See'n inne sind, die an den Bergen und in den Auen fließen; ein Land, da Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel innen sind, ein Land, da Oelbäume und Honig innen wächst, ein Land, da du Brod genug zu essen hast, da auch Nichts mangelt, ein Land, dessen Steine Eisen sind, da du Erz aus den Bergen hauest.“ — Erinnert man sich ferner der Schilderungen im Psalter und Hohenlied, einer üppigen Natur entnommen, und der Einwohnerzahlen, die unter David über eine Million streitbarer Männer betrug, also zum Mindesten 5 Millionen Einwohner, so gibt das uns annähernd einen Begriff von dem alten Palästina bis etwa in die Zeit Christi. Bei der reichen vertikalen Gliederung des Landes konnte das auch wohl möglich sein. Die Produkte des Nordens und des Südens vereinigten sich hier, die Cedernwälder auf dem Libanon einer- und am Jordan die Palmen anderseits, diese beiden Pflanzenkontraste fassen in sich Alles zusammen, was den reichen Segen des heil. Landes ausdrücken mag.

Betrachten wir nun dieses Land genauer.

Der geologische Aufbau Syriens ist im Großen folgender: im Süden herrscht das Urgebirge; es folgt ein Mantel von rothem Sandstein — dann die Hauptmasse des Landes — der Kreidekalk, an den sich Nummulitenkalk und Alluvialboden schließen, und endlich in Mittelsyrien kolossale vulkanische Erruptivmassen. Mehr spezialisirt kann man sagen: Die beiden Grenzpfeiler im Norden und Süden, Antilibanon und das Gebirge Edom, bestehen aus altem crystallinischen Gestein. Judäa, Samaria und Galiläa gleichmäßig aus dem mittleren und oberen Kreidegebirge. Nur nördlich des jüdischen Gebirges resp. der Berge von Gilboa beginnt mit der Ebene Jesreel oder Esdrelon ein großes Basaltfeld, das sich gegen Osten über den Jordan in das alte Gaulanitis und Trachonitis (Hauran und Ledja) hinzieht. Versenkungen gegen die Jordanspalte und die Tiefe des Mittelmeeres, verbunden mit der allmäligen Erhebung der milden Kreideschichten, haben dem Lande die eigenthümliche Physiognomie verliehen, daß über das ganze Land hin eine Meeresküste, eine Wasserscheide und ein tiefes Flußbett mit einem Binnensee einander parallel gehen und so das ganze Land in eine Küstenlandschaft, einen West- und einen Ostabfall theilen.

Bezüglich der Lage und Ausdehnung des Landes ist Folgendes zu bemerken:

Die Hauptstadt Jerusalem liegt unter 31° 47′ 47″ der nördlichen Breite und 32° 53′ Länge von Paris aus berechnet.

Die ganze Länge von Palästina beträgt bloß 80 Stunden bei einer Breite von 25 Stunden, unzugänglich und abgeschlossen nach allen Seiten hin und doch anderseits im Mittelpunkt der alten Welt gelegen, wie kein anderes Land. Ringsherum liegen die ältesten Kulturländer der Erde, Armenien, das Stammland der Menschheit nach der Sündfluth, der Völker am Euphrat und Tigris, der Assyrer und Babylonier. Im Süden lebten die Aegypter mit ihren altersgrauen Denkmalen der Kunst und Wissenschaft, im Norden die handeltreibenden Phönizier und die hoch-

gebildeten Völker Kleinasiens. Das Meer endlich verband die Länder Europa's und Nordafrika's mit der Küste des Landes.

In Folge der großen Unebenheiten der Oberfläche hat Syrien auch ein völlig verschiedenes Klima und man kennt im Allgemeinen bloß zwei Jahreszeiten, Regenzeit und regenlose Zeit. Der Frühling, die angenehmste Jahreszeit, fällt von Mitte März bis Mitte Mai. Von da an bis Ende Oktober ist der Himmel fast ununterbrochen wolkenlos. Die Atmosphäre ist dann von wunderbarer Klarheit, besonders des Nachts. In Folge des Regenmangels verliert die Natur im Sommer ihre Schönheit und erhält sich nur frisch, wo hinreichend Wasser vorhanden ist, um den Boden künstlich zu bewässern. Gegen Ende Oktober beginnen Wolken aufzusteigen und die Regenzeit kündigt sich bisweilen durch Gewitter an. Der November wird in Syrien öfters zum sogenannten Altweibersommer, aber die Natur ist dann fast ganz erstorben. Der Dezember ist stürmischer, Januar und Februar meistens kalt und regnerisch; auf den hohen Bergen fällt im Januar am meisten Schnee. Die Temperatur-Unterschiede in Syrien sind bedeutend. Die höchste Temperatur für Jerusalem wird zu 33° C., die niedrigste zu 2,3° C., die Mitteltemperatur des Jahres zu 17° C. angegeben. Ganz abweichend ist aber das Klima des Jordanthales, auch Ghor genannt. Die Hitze im Hochsommer ist dort sehr empfindlich; am 8. Mai beobachtete Robinson 43° C. am Schatten. Die Erntezeit ist daher in Ghor früher als im übrigen Syrien.

Das Klima in Palästina darf im Ganzen gesund genannt werden. Die Einwohner des Landes erreichen durchschnittlich ein hohes Alter, sind stark und fähig, große Ermüdungen und Strapazen zu ertragen. Das tiefe Jordanthal macht darin eine Ausnahme, die größere Hitze entnervt und die Bewohner sind weniger kräftig und energisch, als im Hügelland. Pest, Cholera und andere ansteckende Krankheiten sind zuweilen beunruhigende Erscheinungen. Fieber aller Art kommen häufig vor, wohl Alles wesentlich die Folge unordentlicher Lebensart und der überall herrschenden Unreinlichkeit. Die armseligsten der Menschen aber sind die Aussätzigen. Ein sicheres Heilmittel gegen diese entsetzliche Krankheit hat die Arzneikunde

bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht. Die Regierung kümmert sich wenig oder gar nicht um diese Armen. Wie war es doch so ganz anders, als Palästina unter der Herrschaft der Christen stand. Die Kaiserin Eudoxia erbaute ein Haus, worin 400 Aussätzige Aufnahme und Pflege fanden. Seit 40 Jahren hat sich durch die Anstrengungen und Humanität des Abendlandes die Vorsorge für die Kranken viel gebessert. So sind nacheinander entstanden: das lateinische Armen- und Krankenhaus, das franz. Hospital zum heil. Joseph, das Spital der Johanniter, das preußische Spital und Diakonissenhaus, das englische Hospital, das Institut der Töchter vom Berge Zion, das große russische Hospital, Talitha Kumi, evangelisches Wohlthätigkeitsstift u. a. m.

Um auch der Wißbegierde des Botanikers gerecht zu werden, glauben wir über die Flora Palästina's in Kürze noch weniges berichten zu sollen. Ein Land wie Päläſtina, von einer tropischen Sonne befruchtet, alle Gewächse des Nutzens und des Luxus von selbst hervorbringend, von dem Zuckerrohr und der Banane bis zu dem Weinstocke und dem Getreide der gemäßigten Klimate, ja bis zu der Ceder und der Tanne der Alpen, muß wohl eine reichhaltige Flora besitzen; — ein solches Land würde noch heute das gelobte Land sein, wollte ihm die Vorsehung ein Volk und die Politik Ruhe und Freiheit wiedergeben.

Wir beginnen mit dem Oelbaum, denn er war und ist noch jetzt der Fürst unter den Bäumen Palästina's, das seine natürliche Heimath zu sein scheint. Das Oel, welches man aus der Frucht gewinnt, ist vortrefflich. Der Oelbaum produzirt durchschnittlich jährlich 10 Pfund Oel, in fruchtbaren Jahren bis zu 20 Pfund. Er ist immergrün und gedeiht vorzüglich in steinigem Kalkboden. Die Stämme der Oelbäume sind hundertfältig durchlöchert und frühzeitig ganz hohl, wie unsere Weidenbäume, mit denen sie überhaupt, dem Habitus nach, viele Aehnlichkeit haben, da auch ihr Blatt lanzetförmig ist. Auch der Feigenbaum wächst in Palästina in Menge und dessen Pflanzungen bedecken oft große Strecken Landes; die Frucht ist von ganz besonders lieblichem Geschmack und aromatischer Süßigkeit, meist aber kleiner als die in der

Umgegend von Smyrna. Dagegen wird der Weinstock von Palästina an der feurigen Kraft seines Fruchtsaftes, sowie an Größe und Menge der Trauben von keinem andern Weinstocke der Erde übertroffen. Leider ist der Anbau des Weinstockes nicht allgemein genug und auch die Bereitung des Weines nicht überall mustergültig. Bethlehem hat es in diesen Beziehungen allen anderen Gegenden Palästina's rühmlich zuvor gethan. Dort trinkt man den köstlichsten Wein. Aus der benachbarten Insel Cypern wird viel feuriger und billiger Wein eingeführt. In den meisten lateinischen Klöstern des Morgenlandes trinkt man kaum einen andern als Cyperwein.

Die Palmen sind die ursprünglich entwickelten Repräsentanten der Grazie und bilden mit ihren schlanken Stämmen und kronenartigen Zweigen eine ebenso reizende und majestätische als melancholische Staffage zu den ernsten, oft monotonen Landschaftsbildern. Leider ist dieser herrliche Baum in Palästina fast gänzlich verschwunden, während man denselben in Aegypten noch ziemlich häufig findet. Um die Schönheit und die edle Erscheinung des Palmbaums zu würdigen, muß man ihn die Ufer des Nils zieren oder seinen graziösen Wipfel im Winde wehen sehen. Ein Dorf und eine Palmenanpflanzung sind in Aegypten unzertrennlich miteinander verbunden. Die leckere, süße Frucht, die Datteln, werden frisch und gedörrt begierig gegessen. Die Blätter geben Matten, Körbe, Bürsten, Fliegenwedel; der Stamm gutes Bauholz. Mit 20 Jahren liefert die Palme die ersten Früchte, die in großen Bündeln zwischen den neuen Blättern herabhängen. Eines Mannes Reichthum wird häufig nach der Anzahl der Palmen, die er besitzt, bemessen und eine der ergiebigsten Quellen der Einkünfte des Pascha soll die Abgabe von 3 Piaster (à 25 Rp.) für jeden Baum sein.

Seltener sind die Cypressen, Maulbeerbäume und Terebinthen (Terpentinbäume), welch' letztere von stattlichem Wuchs, den bekannten Terpentingeist (Oel) und das Kolophonium liefern; aus den Fruchtkernen werden Rosenkränze gefertigt.

Von anderen Landesgewächsen in Palästina sind zu erwähnen: der Loz oder Mandelbaum, die Aprikose, der Granatbaum, die Myrthe, die verschiedenen Rosen, der Cistus, der Zakkumbaum, der Storax, der Azerolbaum, Wallnuß- und Erdbeerbaum, Lorbeer und Lorbeer-Tinus, die Arten der Pistazien, der immergrünen Eichen, sowie die baum- und strauchartigen Sorten der Rhamnus, der Cedernwachholder und einige Arten der Thymeläen, auf den vormals waldigen Höhen mehrere Arten der Pinien und Fichten. Der Sykomorus und der Johannisbrodbaum. Opuntienfeigen wachsen meist nur angepflanzt in der Nähe der Ortschaften; Gärten voller Orangen und Zitronen findet man am meisten bei Nablus, Jafa, Haifa. Von der ehemals bei Jericho so allgemein vorgekommenen Balsamstaude findet man keine Spur mehr.

Unter den Getreidearten gehen Weizen, Gerste, Roggen voran. In den großen Ebenen von Esdrelon (Jesreel) und auf den Hochebenen von Galiläa schießt Getreide ohne menschliche Hülfe in großer Menge als verwilderte Nachkommen der vormals hier bestandenen Saatfelder von selber auf und bezeugen dadurch, welch' herrliches Getreideland einst Palästina gewesen. Von Hülsenfrüchten zieht man den Hommos oder die Kichererbse, die ägyptische Bohne, die Linsen und Erbsen. An guten Gemüsen ist das Land sehr reich, namentlich sind die Früchte der Hibiscusarten (Eibisch) beliebt. Durch die Franken ist auch der Kartoffelbau eingeführt worden; sehr gewöhnlich sind in den Gärten der Klöster die Artischoke, der Salat, Karfiol, Rüben, Spinat, Rettige, Lauch, Zwiebeln, in feuchten Gegenden die Wassermelone, die Gurke u. a. m. Auch Lein und Hanf wird gezogen. In günstigen Lagen — namentlich in Aegypten — wird Baumwolle im Großen gepflanzt; auch Färberröthe wird angebaut. Am Meromsee gedeiht Reis.

Zahllos ist das Geschlecht der Pflanzen und Blumen in Palästina. Wer die Pracht der Liliengewächse, der Tulpen, Hyazinthen, Narzissen und Anemonen im Großen sehen will, der muß im Frühlinge die Ebenen Saron, Esdrelon, die Ufer des Jordan, die Berge Karmel und Tabor bereisen. An allen Ecken wimmelt es

von Majoran, Rosmarin, Kamillen, Mohn, Münze, Eisenkraut, Salbei, Dosten, Malven, Mauerkraut, Frauenhaar, Süßholz, Andorn, Meerwermuth, Petersilie u. s. w. — Selbst die wilden Laucharten erreichen in diesem Lande eine Schönheit und Größe, die sie zur Zierde unserer Gärten machen würden. —

Beschließen wir diesen Abschnitt mit einer kurzen Beschreibung des Thierreiches, der Fauna Palästina's. Dieses Kapitel mag am füglichsten mit der Schilderung des Kameels, dieses nützlichsten Säugethieres, eröffnet werden. Man unterscheidet das gemeine Kameel oder Dromedar mit einem Höcker und das Trampelthier mit zwei Höckern. Das Letztere lebt mehr in nördlicheren und feuchten Gegenden und wird häufiger zum Reiten als zum Lasttragen benutzt. Das Dromedar aber ist als Lastthier, namentlich für den Karavanenhandel durch die Wüsten von der größten Wichtigkeit. Mit der schlechtesten und dürftigsten Nahrung ist es zufrieden und kann 8—10 Tage lang ohne Wasser leben. Abgeschmackt aber ist die Angabe, daß die Araber im Nothfalle selbst ihre Kameele schlachten, um das jauchige Wasser aus deren Magen zu trinken. Es besitzt große Ausdauer, hat einen sehr schnellen und dabei sanften Gang und trägt eine Last von 10—12 Zentnern täglich 20—30 Stunden weit. Das Fleisch wird genossen und gilt besonders jenes vom Höcker und das der Kameelkälber als Leckerbissen. Auch die Milch wird häufig genossen und ist in gewissen Ländern, z. B. in Senegambien, ein Hauptnahrungsmittel. Die krausen Haare bilden einen wichtigen Handelsartikel. Palästina hat viele dieser Thiere und man begegnet ihnen täglich in Städten, Dörfern und auf dem Lande mit ihrem bedächtigen Schritt, langgestrecktem Halse und sanftem Auge. Besonders auf der Hochebene zwischen dem Libanon und Antilibanon, bei Baalbek, trifft man deren in ansehnlichen Heerden.

Einer einheimischen Pferdezucht kann sich das jetzige Palästina nicht rühmen, obschon man zuweilen schöngeformte Pferde sieht, die von edler arabischer Abkunft zu sein scheinen. Sie haben meist eine mittlere Größe, einen leichten Bau und sind wie dazu gemacht, den Reiter wohlbehalten über die halsbrechenden Felsen-

wege und Abstürze zu bringen; dabei sind sie sanften Wesens und folgsam.

In Bezug auf Wichtigkeit und Leistungsfähigkeit thut es im Orient der Esel dem Pferde fast zuvor und steht — wenn man so sagen darf — auf einer höhern Stufe der Veredlung als selbst das Pferd; seiner, wie des Maulthiers und Maulesels bedient man sich gerne zum Reiten, namentlich über die in der Regel unter aller Kritik schlechten und gefährlichen Gebirgswege. Der Esel des Orients, wie er sich körperlich durch stattlichere Figur, Lebhaftigkeit und Behendigkeit vor dem europäischen auszeichnet, steht bei den Orientalen auch in besserem Ansehen als dieser.

Heerden von Rindvieh sind in Palästina seltene Erscheinungen, da die Viehzucht gänzlich darniederliegt. Der Viehschlag ist meist von röthlicher Farbe, klein, hager, mit großen struppigen Haaren. Aus Aegypten werden in Ermangelung eigenen Vieh's die häßlichen Büffel eingeführt. „Man sieht — sagt Dr. Sepp — oft Fellahs mit Thieren ackern, von so armseliger Zucht, daß kein Milo von Kroton dazu gehörte, heute noch solch ein Oechslein auf die Schulter zu nehmen und damit fortzuspazieren.“ Dagegen zeigen sich große Schaf- und Ziegenheerden an allen Berghalden, die noch nothdürftig einiges Grün zu erzeugen vermögen. Diese höchst nützlichen, ja unentbehrlichen Thiere liefern den Bewohnern ihre Milch und ihr Fleisch zur täglichen Nahrung, ihre Wolle und ihr Haar zur Bekleidung. Der Race nach gehören die Ziegen zu den schwarzen, langohrigen und die Schafe zu den Fettschwänzen oder Fettschwieligen. Das Schwanzfett gilt als Leckerbissen und ist wohlschmeckend gleich dem Gänsefett.

Die Hunde sind sehr zahlreich in allen Städten und Dörfern und sind meist herrenlos. Man findet nicht die vielen Varietäten von Hunden wie bei uns; alle sind nach einem Schlag, von mittlerer Größe, fast gleicher Farbe und haben Aehnlichkeit mit dem Wolf, ohne den bösartigen Charakter des Letztern zu haben; sie sind im Gegentheil feig und furchtsam und leicht zu vertreiben.

Die Katzen sind ein beliebtes Hausthier und finden sich bei Reich und Arm. Fuchs und Schakal sind ziemlich häufig; der

Letztere erweist sich als ein Feind der Heerden. Auch der gemeine Panther ist in den mittleren Gebirgsgegenden Palästina's zu Hause.

Löwen und Bären sind zweifelhaft, dagegen soll der Eber auf dem Tabor, dem kleinen Hermon, sowie an den wald- und buschreichen Abhängen des Karmel häufig zu treffen sein. Das Stachelschwein hat seine Herberge in den Felsenklüften von Palästina.

Die leichtfüßigen Antilopen sind keine Seltenheit und findet man deren mehrere Arten. Selbst Dammhirsche soll man auf dem Tabor treffen. Hasen hat's überall. Die Schildkröte, die man bei Bethlehem und Nazareth trifft, ist die bekannte griechische, die auch bei Rom lebt. Schlangen sind sehr selten und durchwegs nicht giftig.

Von Vögeln stellen wir den Aasgeier voran, der sich wohl auch über Jerusalem und seinen Nachbarhügeln zeigt; in seiner Gesellschaft wird oft auch der Weih, die Krähe, die wilde Taube gesehen. Staaren geben einzeln und in großen Versammlungen überall ihr frohes Zwitschern zum Besten. Raben mit ihrem Gekrächze und Nachteulen mit dem melancholischen Klageton sind weniger beliebt, müssen aber auch gelitten werden. Hühner aller Art werden gar häufig in Häusern und Höfen gehalten, die Nachtigall und Wachtel in der Ebene von Jericho. Die meisten Vögel, darunter gute Sänger, beleben vorzugsweise die Dickichte des Jordans

Unter den Insekten ist die Biene die ruhmwürdige Fürstin; Käfer zahlreich; die Heuschrecken sind eine Landplage, welche leider nur zu häufig die Hoffnungen und Wünsche des Landmannes zu Nichte machen. Wie diese Thiere der Schrecken des Bauern, ist das Ungeziefer im Orient die Qual des fremden Reisenden. Man wird von Fliegen, Mücken, Wanzen, Flöhen und Läusen förmlich belagert und man ist so ganz in ihre Gewalt gegeben, daß man dieser Plage nur das größtmöglichste Maß von — Stoicismus und Geduld entgegensetzen kann.

Aus diesem Abschnitte haben wir ersehen, daß die Zustände des heutigen Palästina keinen Vergleich mit demjenigen von ehemals aushalten. Schon was die Vegetation betrifft ist klar, daß Palästina nicht mehr das Land ist, „wo Milch und Honig fließt.“ Die fatale türkische Wirthschaft, der Druck und das Aussaugesystem, das auf den syrischen Bauern lastet; schlechte Behandlung oder auch Nichtbehandlung der Felder, die Stürzung aller Wälder, wodurch sich die Regenmenge verminderte, der Mangel künstlicher Bewässerung und manch andere Ursachen haben Palästina zu dem gemacht, was es jetzt ist. Außer den Palmhainen, die im 8. Jahrhundert noch ziemlich allgemein zwischen Jericho und dem Jordan vorkamen und nun bis auf vereinzelte Exemplare verschwunden sind, haben auch die Zuckerrohrpflanzungen aufgehört, bei Jericho zu existiren; nicht minder die Reiskultur und der Anbau des Indigo und der Baumwolle. — Die jetzt kahle Landschaft der Ebene Genezareth, wo einst alle Früchte Palästina's reiften und wo auf den nahen Bergen Cypressen, Tannen, Mandeln, Kiefern, Fichten, Cedern, Citronen, Oelbaum, Myrthe, Lorbeer, Palmen und Balsam gediehen, war zu Jesu Zeit noch ein üppiger Garten. — Im Zusammenhang mit den Landeserzeugnissen steht auch die Bevölkerung, welche zu Davids Zeit etwa 5 Millionen Köpfe betrug, während die heutige Einwohnerzahl Syriens bei Weitem nicht 3 Millionen erreicht. Ein beredtes Zeugniß von der dichten Bevölkerung früherer Zeit gibt ja auch die Unmasse von Ruinen, die sich aller Orten vorfinden. Von der alten Kultur der Gegend um Baalbeck zeugen die prachtvollen Ruinen daselbst.

Bis zur Besiegung des letzten allgemeinen, verzweiflungsvollen Aufstandes der jüdischen Nation und bis zur völligen Verödung des Landes durch die Imperatoren Titus und Hadrianus bot die Umgegend von Jerusalem einen von dem gegenwärtigen Zustande wesentlich verschiedenen Anblick dar. Quellenreichthum, Gärten und Wälder mit ihrer Schattenkühle und ihren sommerlichen Lüften schufen ein heiteres und lebensvolles Bild ländlicher Glückseligkeit, von welchem nach so vielen Verwüstungen heute kaum eine

Spur zu entdecken ist. Jerusalem war nicht blos politisch-religiöser Mittelpunkt eines zahlreichen, streitbaren, arbeitsamen und gottesfürchtigen Volkes; es war zugleich große und reiche Handelsstadt, nahrungssprossender Sitz der bürgerlichen Gewerbthätigkeit; Heimath der Luxuskünste und der Ueppigkeit, weil ein Kanal des indischen Welthandels vom rothen Meere her in die prachtvolle Hauptstadt des jüdischen Volkes rann.

Wo ist nun die Herrlichkeit des alten Jerusalems, das in der Epoche seiner Blüthe bis auf 150,000 Einwohner zählte, ja zur Zeit der hohen Feste weit über eine Million Menschen in sich aufnahm. Alle diese Herrlichkeiten sind wie durch Zauber weggeblasen. Jerusalem, das heutzutage wenig mehr als 20,000 Seelen zählt, lebt, nach Versiegung aller Quellen der Wohlfahrt und des bürgerlichen Glückes, nur noch von der Heiligkeit seines Bodens. Fast noch mehr aber ergreift der Kontrast zwischen dem religiösen Licht und Gefühl der *alten* Juden, die den großen Gedanken der *Einheit Gottes* in sich trugen und der Finsterniß und Trauer, welche auf dem jetzigen Geschlechte ruht. „Und es werden viele Völker vor dieser Stadt vorübergehen und sprechen Einer zu dem Andern: Warum hat der Herr also dieser großen Stadt gethan?" (Jer. 22, 8). Sehr bezeichnend schildert Mislin die Physiognomie des heutigen Jerusalem also: „Die Straßen sind eng, oft gewölbt und dunkel, immer schmutzig und großentheils menschenleer; in den stark besuchten Vierteln öffnen sich unter Arkaden elende Krambuden, worin man kaum die zum Leben nothwendigsten Gegenstände findet. Welcher Verkehr könnte aber auch in einem Lande sein, wo es keinen Ackerbau, keine Industrie, keine Wege, keine Kanäle, keine Sicherheit, keine Stabilität gibt, wo Alles von der Willkür abhängt? Die *Geschäfte* werden durch die Verschiedenheit der Religionen sehr beschränkt, weil es nur vier Geschäftstage gibt, da am Freitag, Samstag und Sonntag nacheinander von den Muselmännern, den Juden und den Christen gefeiert wird." — Alle diese Trümmer von zwanzig, nach Abstammung und Religion verschiedenen Völkern Jerusalems leben gesondert von einander, feindlich, mißtrauisch, eifersüchtig. Es gibt *Sekten* unter den Juden wie unter den

Muselmännern und Christen. Das Gefühl, wodurch eine gewisse Ordnung behauptet wird, ist gewiß nicht Liebe, sondern Furcht. Es ist kein anderes Band unter einer nomadischen Bevölkerung möglich, welche unaufhörlich durch die Pilgerschaften, durch die Pest, durch die Unterdrückungen erneuert wird. Jerusalem ist nur ein Ort, wo Jedermann vorübergehend sein Zelt aufschlägt; aber die Stadt Davids hat kein Volk mehr." — Reger Verkehr war vor Jahrtausenden an den Ufern des Genezareth, aber die 250 Schiffe sind verschwunden mit ihren 1200 Fischern. Die Flecken Kappernaum, Chorazin, Bethsaida sind mit ihren Obsthainen dahin, das prächtige Tiberias ein armseliger Ort. Und doch war es dieser See, an welchem Christus gerne weilte, seine Apostel wählte, seine Wunder wirkte und die erhabenen Reden hielt. Heutzutage hat dieser See nur ein Fischerboot. Bei Jericho weilen heute nur noch einige braune Nomaden in einer Gegend, die einst die reichste und gesegnetste war und noch zur Zeit der Kreuzzüge „der Garten Palästina's" genannt wurde.

Wie ist doch in Palästina Alles so ganz anders geworden! Am Karmel ist kein Wald mehr, aus dem Bären brechen, kein Wald Hareth in Juda, in dem sich David versteckte. Gesetze wie sie Moses gab: „wenn Jemand mit seinem Nachbar in den Wald geht", versteht man nicht mehr, so wenig wie es einst sich verlohnte, die Einwohner von Gibeon zu Holzhackern sich dienstbar zu machen. In ganz Palästina ist kein Wald mehr, nur vereinzelte Bäume oder struppiges Niederholz. Wo sind ferner die Wiesen, darauf die Rinderheerden Abrahams und Jakobs weideten, wo die Triften, daß man nach dem Sieg über Midian 72,000 Rinder, 61,000 Esel und 675,000 Schafe vertheilen konnte? Alles das ist dahin! Bäche und Brunnen sind versiegt, der Pflanzenboden vertrocknet und verstäubt, daß der kahle Felsgrund zu Tage tritt; die Berglehnen nackt, das Land mit Ruinen bedeckt, daß man Tage reisen kann, ohne ein Dorf zu treffen. Eine tiefgreifende Aenderung des Klima's läßt sich auf jedem Schritt und Tritt erkennen, ein Uebergang des Kulturlandes in Steppenland und Wüste. Wohl ist in jedem Thal ein Bachbett, aber dasselbe liegt trocken und

dient nur, um den einstigen Wasserlauf anzudeuten. Mit Ausnahme des Jordans und einigen kurzen Küstenflüssen strömt nirgends das belebende Element des Wassers durch die Thäler oder wo etwa noch, wie in Nablus, ein frischer Born dem Gebirge entquillt, versiegt er nach kurzem Lauf wieder im heißen Boden.

Kurz, blickt man auf den Oberflächezustand von Palästina, wie er heutzutage sich zeigt, da ruft uns jeder Berg und jedes Thal die Mahnrufe der Propheten in's Gedächtniß und die Thränen des Herrn, die er vor seinem Tode über Jerusalem, dessen Weiber und Kinder geweint hat.

Nicht minder traurig sieht es im heutigen Palästina mit der Bevölkerung aus, die als ein Ueberrest und die Nachkommenschaft aller Völker, welche über diesen mit dem Siegel der Verwerfung bezeichneten Boden hingeschritten sind, betrachtet werden muß. Seitdem Palästina in Folge des Einschreitens der europäischen Großmächte 1842 der Pforte wieder zurückgegeben worden ist, schmachtet die Bevölkerung unter dem alten Drucke; dazu kommen die gräßlichen, von den Türken genährten Kämpfe zwischen den Drusen und Maroniten am Libanon und der fanatische Haß der Türken gegen Christen und Alles, was an sie erinnert, wodurch jedem günstigern Einflusse der Pfad verlegt wird. Es ist daher den Mächtigen Europa's kaum zu verzeihen, daß sie nach dem Sturze der lateinischen Waffen Alles gethan haben, um das bittere Wort Dantes zu verdienen, wenn er die Wiege des Christenthums das Land nennt, welches der **Sultan** beherrscht. — Wie könnte es den Christen in Palästina wohl werden, wie könnten sie sich sicher fühlen, so lange das Land unter dem Drucke des türkischen Verwaltungsunfuges seufzen und so lange man in der Geschichte Thatsachen und Gräuel verzeichnen muß, wie sie sich noch in neuester Zeit, am 9.—14. Juli 1860 in Damaskus und am Libanon zugetragen haben, um die Christen zu vertilgen. Von 2700 Christenhäusern in Damaskus wurden 2400 gänzlich geplündert und niedergebrannt; gleiches Schicksal hatten im Libanon 151 christliche Dörfer, so daß in Folge dessen 75,000 bis 80,000 christliche Bewohner obdachlose Bettler geworden sind. Die Anzahl

der ermordeten Christen wird zu 14,000 angegeben, wovon auf Damaskus allein 6000 fallen. Es ist für uns Europäer nicht wenig beschämend, wenn man vernimmt, daß einerseits der franz. Konsul, wenn er beim ersten verdächtigen Zeichen die Macht und das Ansehen Frankreichs geltend gemacht hätte, kein Tropfen Blutes geflossen wäre, und daß anderseits der uns bekannte Abd-el-Kader zur Rettung der Christen Alles, was in seiner Macht stand, gethan hat, so daß dieses Mannes Verdienste in diesen Schreckenstagen nicht hoch genug angeschlagen werden können, da er Tausenden das Leben gerettet hat. Ehre diesem „Barbaren!"

Wie schrecklich und peinlich hat uns nicht dieser Tage wieder die Nachricht von der Ermordung des deutschen und französischen Konsuls in Saloniki (Mazedonien) überrascht, welche am 6. Mai 1876 in einer Moschee niedergesäbelt wurden und zwar in Gegenwart des Gouverneurs von Saloniki, der unvermögend war, das Leben der Konsulen zu retten.

An diese Greuelthat reiht sich noch eine andere, die — währenddem noch alle Welt von den blutigen Vorgängen in Saloniki sprach — am 8. Mai, blos wenige Meilen von der österreichischen Grenze, in Priejedor stattgefunden hat, wo es zu einem mörderischen Zusammenstoß zwischen der dortigen mohamedanischen und christlichen Bevölkerung kam, wobei gegen 100 Christen zum Opfer fielen.

Neben diesen steten Gefahren, welche wie ein Damoklesschwert über den Häuptern der Christen schweben, darf — zur Vervollständigung der Charakteristik orientalischer Zustände — nicht verschwiegen werden, daß leider selbst unter den christlichen Konfessionen des Orients kein Friede und keine Verständigung herrscht, sondern daß vielmehr Neid und Eifersucht sich aller Herzen bemächtigt haben. — Man muß sich nicht lange in der Hauptstadt Palästina's aufgehalten haben, um sie zu entdecken, diese geistliche Fehdewuth der verschiedenen, sich gegenseitig unversöhnlich hassenden, unglücklicherweise unter einem und demselben Tempeldache eingeschlossenen christlichen Religionsparteien der Heiliggrabstadt. Gingen ja doch die schismatischen Griechen in ihrem blinden Hasse gegen die

lateinischen Franziskaner so weit, am 11. Okt. 1808 in der Kirche des heil. Grabes Feuer anzulegen, wohl wissend, daß die Katholiken zu arm seien, um sie wieder aufzubauen. Es kam also: die Katholiken erhielten nicht ausreichende Hülfe, deßhalb bauten die Griechen und kamen dadurch in den Besitz der meisten heiligen Orte. Es gehört überhaupt zu den beachtenswerthen Tendenzen der russischen Politik, den Einfluß der Griechen in den heiligen Orten zu fördern und die Katholiken aus ihrer Stellung zu verdrängen. — Man kennt das Alles in Europa schon lange und bis zum Ueberdruß; man bejammert das Aergerniß, schämt sich der Profanation, weiß aber bis zur Stunde nicht, wie dem Uebel abzuhelfen und der christliche Frieden unter den christlichen Glaubensgenossen dauernd herzustellen sei.

Wie könnte sich nun wohl eine solche Bevölkerung eines Landes je zur Nation bilden, wie könnte sie sich je entfalten, erstarken, wie könnte sie je glücklich werden und sich einer ungetrübten Existenz erfreuen?

Dritter Abschnitt.

Der Pilger im Geiste des Christenthums.

Sehr verschieden können die Beweggründe und Absichten sein, welche den Europäer nach Palästina führen. Andere Tendenzen hegt der Tourist, der blos zum Vergnügen, aus Sucht nach Zerstreuung oder auch zu seiner Bildung reist; andere Absichten nähren die Gelehrten und Künstler, die zur Bereicherung der Wissenschaften ihre Heimath verlassen; andere der Kaufmann und Gewerksmann, die zur Besorgung und Erweiterung ihrer Geschäfte dem Orient zusteuern; andere hat endlich der Pilger, der aus frommem Antriebe nach diesem eminentesten Wallfahrtsorte der Welt auswandert, um sich dort der Andacht zu widmen und an heiligen Stätten seinen religiösen Sinn und Glauben zu stärken und aufzurichten. Wir fassen hier nur den Pilger im Geiste des Christenthums in's Auge, da seine Tendenz die reinste und erhabenste ist, frei von irdischen Rücksichten und Wünschen.

Der Schatz unvergleichlich theurer Erinnerungen, welcher frommen Gemüthern von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem bleibt, wird immer lebendig und unbestritten sein. Der heil. Hieronymus, der sich glücklich fühlte, der Geburts-Felsengrotte zu Bethlehem, wie im Leben so im Tode noch nahe zu sein, schrieb einst an Paulinus: „**wie** man in Jerusalem war, darauf kommt's an!" Man muß mit gläubigem und frommen Sinn

in das heilige Land wallen, „denn wenn", wie Gregor von Nißa sagt, „dein Herz voll verkehrter Gedanken ist, so wirst du, wärest du auch auf Golgatha, am Oelberg oder vor dem heiligen Grabe, doch ebenso weit von Christus entfernt sein als Jene, welche nie den christlichen Glauben bekannt haben".

Leider huldigen gerade die Menschen der sog. gebildeten Stände vorzugsweise dem Unglauben und der Zweifelsucht, da diese den Schmuck und Glanz der Aufklärung annehmen und Jeder — wie begreiflich — den Ruf eines helldenkenden, scharfsinnigen Geistes haben möchte. Ja, Unglauben scheint vielen Menschen Weisheit. Wer kennt aber nicht das geheime Elend der Zweifler? Der Zweifler — spricht das göttliche Wort — ist unbeständig in allen seinen Wegen! Der Zweifler oder der Ungläubige sieht eine Natur voller Wunder und fragt sich: wo ist ihr Schöpfer? Er gewahrt eine Vorsehung und fragt: ist das nicht Zufall? Er erblickt seit Jahrtausenden die Uebereinstimmung aller Völker in Verehrung eines höchsten Wesens und er allein steht zweifelnd da und ungewiß, ob die ganze Menschheit oder er allein im Wahnsinn lebe. Er verzagt an sich selbst und verbirgt fremden Blicken eine Krankheit seiner Seele, deren er sich im Geheimen schämt. Für ihn ist kein wahres Glück mehr auf Erden. Ihm blüht im Schooße des häuslichen Lebens keine reine Freude. Für ihn ist kein allliebendes Wesen, das er Gott und Vater nennen darf; für ihn ist kein Offenbarer des Göttlichen im Geisterreich, den er Freund, Vorbild, Erlöser nennen darf. Aus den Fernen der Ewigkeit lächelt ihm kein Strahl der Hoffnung und Liebe; die Weltordnung liegt vor ihm zerrissen; die Welt erscheint ihm als ein todtes, bedeutungsloses Schauspiel, als ein kalter Gang herzloser Nothwendigkeiten oder Zufälle. Für keine seiner Freuden gibt es Dauer, für keine seiner Schmerzen Trost.

Zweifelsucht ist wahrhafte Gemüthskrankheit; sie zerstört das Leben durch einen festgewordenen, Alles zernagenden Gedanken. Zweifelsucht und religiöser Unglaube sind, außer dem Leiden eines von Vergehungen gefolterten Gewissens, das furchtbarste Uebel auf Erden. Für den Zweifler gibt es keine Trostgründe: nichts rettet

als vieljähriges Ablehnen aller religiösen Grübeleien, selbst wenn sich diese uns gegen unseren Willen als Gewohnheitssache aufdringen. Die Erfahrung belehrt uns, daß die meisten Zweifler und jungen Religionsspötter im Alter sich, durch ihr böses Gewissen verfolgt, blindgläubig in den Schooß irgend einer Kirche werfen, um sich in frommen Schwärmereien zu betäuben und den verlorenen Gemüthsfrieden wieder zu gewinnen. Daher sind Alle, welche sich in Glaubenssachen als Gegner aufwerfen, nur zu beklagen. Wie Manche kehren nach einer Reihe von Jahren, wenn ihr Verstand unter ernsten Warnungen des Schicksals für das Religiöse empfänglicher und mürbe geworden, oder wenn sie vom wüsten Leben zu Schwächlingen entnervt sind, gewöhnlich von selbst zum stummen Glauben, leider oft auch zu Aberglauben und Schwärmerei um. — Gezwungen durch die Natur des Geistes muß uns Gott und die Religion ein Gegenstand nicht des Wissens, nicht der Begreiflichkeit, nicht der Erkenntniß, sondern des **Glaubens** sein.

Schon siebenhundert Jahre sind verflossen, daß die religiöse Begeisterung wie ein glühender Sommer über die Völker Europa's hing und Heerhaufen und Nationen wie Gewitter hinübertrieb zum heiligen Grabe unsers Erlösers, um dort auf die Ungläubigen sich zu entladen; seit die römischen Päpste und Kaiser vereint mit den Heiden um die heilige Sion den blutigen Kampf gerungen; wo alle christlichen Völker glaubensvoll nach dem heilbringenden Wunderzeichen des heil. Kreuzes blickten, das auf Golgatha aufgerichtet war, wie im Vorbilde einst die heilende Schlange Mosis in der Wüste; wo die ganze Christenheit mit inbrünstig frommer Andacht vor jenen geheiligten Stätten lag, an denen der Gottmensch unsere Schuld auf sich genommen und getragen und in seinem bitteren Leiden und Sterben, sie für uns büßend, den Himmel mit der Erde wieder versöhnt hat.

Aber wer zählt sie, die Millionen Pilger, die vor und nach den Kreuzzügen, mit allen möglichen Drangsalen, Entbehrungen, Leiden und Gefahren kämpfend, nach dem heiligen Grabe gewallfahrtet sind? — Palästina ist des Christen zweite Heimath; die halbe Menschheit pilgert im Geiste dahin und die wirkliche Pilger-

fahrt nach dem gelobten Lande erscheint Jedem wie eine Vorbereitung zum Uebergange nach dem himmlischen Vaterlande. Es muß freilich anerkannt werden, daß namentlich heutzutage zu der jugendlich poetischen und rein religiösen Begeisterung auch das wissenschaftliche Interesse sich gesellt, dem wir auch gerne seine Berechtigung gönnen wollen.

Die wesentliche Eigenschaft, welche der wahre und fromme Pilger an die Leidensstätten des heil. Landes mitzubringen hat, ist ein lebendiger, unerschütterlicher Glaube an die Gottheit Jesu Christi. Ohne diesen Glauben wird jede Pilgerfahrt zur Karrikatur und Fratze und besser thut Jeder, der nicht glaubt, den Wanderstab gar nicht zu ergreifen. Zu dem Ungläubigen könnte man sagen: Wenn Jesus Christus nicht Gott ist, so triumphire in deinen Gesinnungen; wenn er aber Gott ist, so zittere in deiner Ungläubigkeit; sie wird in deine Verdammung sich verwandeln und zu deinem Richter werden; und zu dem Christen könnte man sagen: wenn Jesus Christus nicht Gott ist, beweine dein Schicksal; wenn er aber Gott ist, so befestige dich in deinem Glauben; er wird deine Glückseligkeit ausmachen, du hast einen Erlöser.

In großartigen Zügen, in einer Granitschrift von unauslöschlichen Zeichen liegen die **Beweise** der **Gottheit Christi** vor uns. Oeffne dein Auge, lieber Leser, um zu sehen, dein Ohr, um zu hören, und wer sollte nicht glauben, der empfänglichen Herzens ist?

Christus erzeigte sich als ein Mensch, dessen Ankunft lange Zeit vor seiner Geburt der Welt ist angekündigt worden.

Nimmt man die heil. Schrift zur Hand, so trifft man überall einen angekündigten Messias an, wobei über sein Leben, seine Tugenden, sein Leiden, seinen Tod Alles vorgesagt wird. Ich höre den Patriarchen Jakob seinem Sohne Juda vorsagen, daß der Zepter von seinem Stamme nicht wird weggenommen werden, bis nicht der Gewünschte der Nationen wird angekommen sein. Er soll zu Bethlehem in Juda geboren werden. Er soll fliehen müssen und nach Aegypten geführt werden. Er soll sein Leben

in der Schmach und in der Vergessenheit zubringen. Er soll verrathen und um Geld verkauft werden. Er soll wie ein Missethäter angesehen und behandelt werden. Er soll wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt werden. Er soll frei unter den Todten sein und aus dem Grabe triumphirend herausgehen. Sein Grab selbst wird glorreich sein.

Christus erzeigte sich als ein Mensch, dessen Lehre und Sitten ganz heilig und der getreue Abdruck der Heiligkeit selbst gewesen.

Was ist in der That heiliger, erhabener, göttlicher als seine Lehre und seine Gesetze; Alles, was die so angerühmten Weisen des Alterthums vor ihm gelehrt haben, kömmt es wohl der Erhabenheit seiner Lehre und der Reinigkeit seiner Moral bei? Was ist die Weisheit eines Sokrates, eines Plato und Anderer im Vergleiche mit den Grundsätzen Jesu Christi? Wahrheit, Erhabenheit, Allgemeinheit, Alles findet man darin, Alles wird bestätiget, ohne daß das geringste Unstatthafte je da angetroffen würde. — In den Gesetzen der weisesten Philosophen gibt es allezeit etwas Mangelhaftes, Spuren der Menschlichkeit. Sokrates billiget beispielsweise die Ehescheidung ohne alle Ursache; Lykurgus spricht dem Diebstahle das Wort, insoferne er nur fein und geschickt verübt wird; Solon erlaubt so schandhafte Befriedigung der Sinne, daß sie selbst Jenen schamroth darüber machen, dem er sie zulässet, und überhäuft nicht Seneka Jene sogar mit den größten Lobsprüchen, die sich selbsten den Tod geben? Menschlicher Verstand, wohin geräthst du? Sind dies die großen Männer, die du hervorgebracht hast? — In der Lehre Jesu Christi aber finde ich Nichts als was heilig und seines Urhebers würdig ist. Unaussprechlich tiefe und ehedem fast gänzlich unbekannte Geheimnisse, von der Selbstverläugnung, von großmüthiger Verzeihung der größten Unbilden, von der Verachtung der Reichthümer, von dem Verdienste der Jungfrauschaft, von aufrichtiger Demuth; kurz von Tugenden, von denen die Heiden nicht einmal den Namen kannten, werden uns durch die Lehre Christi zuerst geoffenbaret. Kann eine solche Moral das Werk eines Menschen sein? Kann sie anders woher gekommen

sein als von dem Himmel, von wannen sie mit ihrem Urheber herabgestiegen ist? — Aber hat Jesus Christus diese Heiligkeit, diese Erhabenheit in Worten auch in seinen Werken und Handlungen gezeiget; hat die Ausübung nicht vielmehr seiner weisheitsvollen Lehre widersprochen? Im Gegentheil, seine Beispiele gehen noch weiter als seine Lehren, seine Aufführung gehet weiter als seine Moral. Diese ist geeignet, Heilige zu machen, in ihm findet man die Heiligkeit selbst. Die boshafteste Tadelsucht konnte schlechterdings nicht den geringsten Fehler an ihm finden und er konnte mit Recht sagen: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?"

Christus war ein Mensch, der, als er auf Erden lebte, sich für Gott ausgegeben und der von Gott selbsten bevollmächtigt war.

Es ist nichts so gewiß und bekannt, als daß Jesus Christus sich für Gott ausgegeben hat. Seine Worte sind in diesem Punkte entschieden und geben keinem Zweifel Raum. — Ich sage es euch in Wahrheit: „Mein Vater und ich sind Eines. Ich, der ich zu euch rede, ich bin der Anfang und der Urheber von Allem. Ich war ehe und bevor Abraham geboren wurde". Alle seine Reden, alle seine Handlungen, sein ganzes Thun und Lassen zielte dahin ab, und wenn man ihn fragte, ob er Gott sei, „Ihr habt es gesagt"! antwortete er: „Ich bin es!" Dieses war eben der Vorwurf, den ihm die Juden machten: „Du bist nur ein Mensch", sagten sie ihm, „und du unterstehst dich, dich für einen Gott auszugeben".

Wäre wohl aus allen Verbrechen und Gottlosigkeiten, aus allen Lasterthaten, die der Mensch begehen kann, eine größere, eine entsetzlichere, als sich zu einem Gott erheben zu wollen, als Gott angebetet zu sein, sich die unverjährlichen Rechte der Gottheit zueignen zu wollen? Man weiß allerdings, daß Manche unter den unsinnigen Heiden zu diesem Uebermaß von Dünkel und Thorheit gekommen sind. Die Salmonenus in Creta, die Hanno zu Carthago, die Alexander in Griechenland, die Nero, die Tiberius zu Rom haben sich zu Göttern erheben wollen, aber mit welchen

Augen hat sie die Mit- und Nachwelt betrachtet? Sie waren gekrönte Mißgeburten, welche, indem sie sich über den Menschen erheben wollten, die Menschheit entehrt haben; sie waren ohne Zweifel strafmäßig und verabscheuungswürdig; aber ich stehe keinen Augenblick an, es zu sagen, Jesus Christus wäre es noch unendliche Mal mehr, wenn er nicht Gott wäre. Und was thut Gott in dem Himmel? Hat er keine Donnerkeile mehr in seinem Zorn und seiner Rache, um den Betrüger zu Grunde zu richten, die entsetzliche Lüge zu bestrafen und die Wirkung des Blendwerks aufzuhalten? Nein, Gott strafet ihn nicht nur allein nicht, er vertilget ihn nicht; es ist vielmehr Gott selbst, der ihn bestätiget, der ihn unterstützet, der ihm das Recht und die Vollmacht gibt und zwar auf die wirksamste, augenscheinlichste, glaubwürdigste Art und Weise, nämlich durch Beihilfe der Wunderwerke.

Christus war ein Mensch, dessen Werke und dessen Fortgang wundervoll und über alle Kräfte der Natur gewesen.

Es soll hier nicht die Rede sein von den Wundern, von denen uns die Evangelien erzählen, obwohl eine gesunde Vernunft genug haben würde, sich damit zu befriedigen und sich für gesichert zu halten, denn bewährte Augenzeugen haben sie verkündigt, unzählige Schriftsteller haben sie bestätigt, eine Dauer von bald 18 Jahrhunderten würden sie bezeugen.

Nein, wir sprechen hier nur von einem Wunderwerke, das nicht bestritten werden kann, weil es wirklich vor den Augen liegt, nämlich die Religion Jesu Christi selbst, die jetzt besteht. Betrachten wir nun kurz ihre Natur und ihre Wirkungen.

Um was handelte es sich, als Jesus Christus in die Welt kam, und wie war damals diese Welt beschaffen?

Der ganze Erdkreis lag in den tiefsten und undurchdringlichsten Abgründen versenkt. Die mit Macht herrschende Abgötterei ließ mit sich den Irrthum, den Aberglauben, die Ruchlosigkeit und alle Abscheulichkeiten herrschen; die Erde war mit Götzen und den ihnen gewidmeten Tempeln und Altären angefüllt. Die Statuen der Gottheiten und der Götzen waren in's Unendliche vervielfältigt.

Gestirne, Bäume, Pflanzen, Thiere, alles war Gott! Das Verderbniß der Sitten folgte der Verirrung des Verstandes; die Laster wurden geehrt, die Leidenschaften geheiligt; die schändlichsten Verbrechen auf Altäre gestellt und erhielten Verehrung und Weihrauch; die ihren unordentlichen Begierden überlieferten Menschen errötheten über nichts mehr, als über die Tugend. — „Der Mensch kommt auf die Welt“ — sagt Augustinus — „gleichsam wie aus einer bösen Wurzel, so daß, wenn man den Menschen nach seiner Willkür leben ließe, es fast keine Ausschweifung gäbe, zu der er nicht hinstürzte! — Denn wozu doch — ich bitte euch — alle die Drohungen, die man bei den Kindern anwendet, um sie in Pflicht und Gehorsam zu halten? Wozu die Lehrer, die Erzieher, die Stöcke, die Ruthen, deren man sich oft gegen ein Kind, das man liebt, bedienen muß, damit es nicht später unverbesserlich und ganz unbändig werde?“ Gleiche Bewandtniß hat es mit der Menschheit. Man braucht nur zu beachten, was damals die Welt geworden war, als Christus kam, ihr wieder aufzuhelfen. Ehe die Menschheit in die Schule des Christenthums eingetreten, glich sie einem Kinde, das seinem Lehrer entlaufen und in Verwilderung und Unwissenheit aufgewachsen ist.

Nur ein einziges Volk in einem Winkel der Welt betete den wahren Gott an; das waren die J u d e n. Diese Juden erwarteten allerdings einen M e s s i a s, aber mit welch' verkehrten Vorstellungen; er sollte ein mächtiger Eroberer sein, ein König in großer Pracht und großem Glanze, welcher durch die Macht und Gewalt der Waffen den Erdkreis unterjochen und ihn seinen Gesetzen unterthan machen sollte!

Statt dessen erschien Jesus von Nazareth, ein armer, unbekannter, in der Dunkelheit, ohne Glanz und ohne Gefolge lebender Mensch, der sich für den erwarteten Messias ausgab und nichts weniger verlangte, als daß er a l s d e r a l l e i n i g e G o t t v e r e h r t u n d a n g e b e t e t w e r d e. Die Heiden hatten also ihre Götter zu vernichten, ihre Tempel niederzureißen oder für den Kult des wahren Gottes herzurichten, alle Altäre umzustürzen, alle Götzen zu zertrümmern und auf den Trümmern dieser falschen

Gottheiten die siegende Fahne des Kreuzes aufzurichten; noch mehr! Statt der Laster und Leidenschaften, die allgemein herrschten, alle Tugenden, die man zum Theil nicht einmal dem Namen nach kannte, zur Herrschaft zu bringen.

Und wem vertraut Jesus Christus die Ausführung dieser riesigen Aufgaben an? Zwölf armen, unbekannten, rohen, unwissenden, aller Hilfsmittel entblößten, auf der Gasse und dem galiläischen See zusammengelesenen Leuten, ohne Waffen, ohne Zutrauen, ohne Ansehen! Was gab er ihnen für Hilfsmittel mit auf den Weg, als er sie aussandte, den Nationen das Evangelium zu verkünden, die Laster zu bekämpfen, die Tugend zu predigen und die ganze Erde umzugestalten? Sein Wort allein, ohne was immer für menschliche Hilfe. Im Gegentheil stellt er ihnen die Hindernisse vor, die man ihnen entgegenstellen werde, die Martern, den Tod selbst. Er verhehlt ihnen nicht, was sie in seinem Namen und für seine Religion zu leiden haben werden. Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Man wird euch hassen, verfolgen, verleumden. Man wird euch als Verbrecher vor die Richter und Vorsteher der Welt ziehen, anklagen, verurtheilen, geißeln und als Schuldige und aller Strafen Würdige behandeln, und man wird glauben, Gott dadurch einen Dienst zu erweisen. — Und diese Verheißungen wurden buchstäblich erfüllt! — Doch was wollen wir hier weitläufig sein! — Nahe an 1900 Jahre sind seit Beginn der Ausbreitung des Christenthums verflossen und wir kennen ja den Stand der Sache bis zur Stunde. — Kann man wohl an diesen Zügen ein blos menschliches Werk erkennen? oder ist man nicht vielmehr gezwungen, ein alle menschlichen Kräfte weit übersteigendes Werk zu bewundern?

Wenn in dem Augenblicke, als Jesus Christus am Kreuze auf Golgatha verschied, man verkündet hätte: Es wird ein Tag kommen, wo dieser Mensch in der ganzen Welt wird angebetet, alle Völkerschaften ihn für Gott anerkennen werden; daß sein Kreuz auf die Altäre und auf die Kronen der Kaiser gestellt werden, seine Schmachzeichen in Verehrung gehalten, daß sein Name im Triumph bis zu den äußersten Grenzen der Erde getragen und seine Religion die herrschende auf dem ganzen Erd=

kreise sein werde; würde dies alles nicht das unerhörteste Wunder oder als die größte Unmöglichkeit betrachtet worden sein?

Nun ist dieses Wunder wirklich gewirket und die vermeinte Unmöglichkeit zur Wirklichkeit geworden. Jesus Christus regiert, sein Kreuz ist auf den Altären aufgepflanzt, sein Name wird verehret, seine Religion herrschet, und wenn der Baum aus den Früchten zu erkennen und der Urheber aus dem Werke, was kann man von Jesu Christo, dessen Religion ein ganz göttliches Werk ist, anders folgern, als daß er selbst ein Gottmensch, der Sohn Gottes, wahrer Gott vom wahren Gott ist?

Rufen wir uns zum Ueberfluß nochmals in's Gedächtniß, wie groß bei der Verbreitung und Errichtung des Christenthums das Vorhaben, wie schwach die Mittel, wie enorm die Hindernisse, wie rasch und allumfassend gleichwohl der Erfolg war. Stellen wir uns im Geiste vor, wie die Apostel aus dem Speisesaale oder aus Jerusalem herausgingen, voll von heiliger Begeisterung, um sich in der Welt auszubreiten. Man hätte sie — wie der heilige Chrisostomus sagt — fragen können: Wo gehet ihr hin und was seid ihr Willens zu thun? Wir gehen die ganze Welt zu bekehren! Und für wen? Für Christum Jesum! Wie, ihr gehet die Welt zu bekehren, die tief im Pfuhl aller Ausschweifungen steckt und für einen Menschen zu bekehren, der erst vor wenigen Tagen an einem Kreuze gestorben ist. Sehet ihr nicht die allgemeine Empörung, die sich gegen euch erheben wird? Bald werdet ihr das Verderbniß der Sitten, den Aberglauben der Völker, die Erbitterung der alten Irrthümer, den Stolz der Philosophen, die Frechheit der Gottlosen, die Gewalt der Kaiser, die Grausamkeit der Tyrannen, die Wuth der Henker, alle Mächte der Erde und der Hölle wider euch verschworen sehen.

Wir wissen es, aber **Gott** sendet uns und wir gehorchen!

Welche Mittel besitzet ihr, um euer Vorhaben zu unterstützen und dessen Gelingen zu sichern? Habt ihr Schätze, um die Völker durch den Reiz der Reichthümer zu gewinnen? Habt ihr Wissenschaft, um die Lehrer der Nationen zu überzeugen? Habt ihr

Weltklugheit und Staatskunst, um euch beliebt zu machen? Habt ihr Kriegsheere und Feldherren, um euch den Erdkreis durch die Gewalt der Waffen zu unterwerfen?

Wir haben nichts von alle dem! Unsere Truppen sind wir selbst, unser zwölf; unsere Reichthümer sind die Entblößung von Allem, unsere Staatskunst ist die Einfalt der Tauben, unsere Wissenschaft ist die Thorheit des Kreuzes!

Die Apostel erscheinen in der Welt, sie verkündigen das neue Evangelium; sie reden und ihre Worte sind Feuerflammen; ihre Schritte sind Riesenschritte, ihre Thaten sind eben so viele Wunder. Ach! ich hatte mir sie als furchtsame Lämmer, die zur Schlachtbank gingen, vorgestellt und ich sehe sie als eben so viele brennende Löwen den größten Gefahren unerschrocken entgegengehen und wie kühne Ländereroberer den Erdkreis durchschreiten. Die Wunder gehen ihnen im Laufe voran, die Tugenden folgen nach, die bestürzten Laster fliehen davon, die Abgötterei wird von den Altären geworfen, die siegende Religion erhebt sich auf ihren Trümmern und errichtet aller Orten ihr Reich.

Das Christenthum ist ein plötzliches Faktum und ein Wurf aus der Hand Gottes. Niemals war die Welt mehr rationalistisch und zugleich mehr abergläubig als damals, wo das Christenthum die Lehre des Glaubens über dem Schutt der Abgötterei auf einmal Platz greifen ließ. — Das Christenthum hat die Welt in einem schaudererregenden Fortschritt der Auflösung überrascht. Es ist also das Christenthum keineswegs — wie fälschlich behauptet wurde — als ein natürlicher Fortschritt des menschlichen Geistes zu nehmen, sondern ein neubelebender Hauch, ausgegangen vom allerhöchsten Geiste der Wahrheit, um das Antlitz der Erde zu erneuern.

Welch' überwältigende Moral, welch' ein Licht liegt nicht in den Lehren des Herrn und dem Vaterunser! — Wie? Alle gleich, Alle Brüder! — Der Diener so viel als der Herr! Das Kind größer als der Philosoph! Der Zöllner höher als der Pharisäer! Wie? Die Armen selig! Die Weinenden selig! Die Verfolgten selig! Wie? Die Beleidigungen verzeihen; immer verzeihen! seine Feinde

lieben, sie eben so lieben wie sich selbst! sich verdemüthigen, sich abtödten! Ein Kreuz tragen; Allem absterben, um das Leben zu haben! Sich verlieren, um gerettet zu werden! Alles verlassen, um Alles zu besitzen!

Gebt mir, sagte der berühmte Lactantius, hoffärtige, geizige, zornige, furchtsame und sinnliche Menschen; ich will sie mit der christlichen Religion bekannt machen und ich werde euch selbe bald wieder als umgestaltete Menschen zurückgeben: den Hoffärtigen unter der Hand Gottes gedemüthigt; den Geizigen, seinen Mammon in die Hände der Armen austheilend; den Zornigen, die Sanftmuth des Lammes ausübend; den Furchtsamen, den Tod verachtend; den Sinnlichen, das Kreuz umfassend.

Als die ewige Weisheit aus dem Schooße des Chaos das Universum hervorgehen ließ, als alle vermischten Elemente sich trennten und jedes an seinen vorgeschriebenen Ort eilte, da hat sie sich nicht lebhafter bekundet, als sie später gethan, wo sie selbst zu uns herabstieg, um aus dem Chaos des menschlichen Geistes die gegenwärtige moralische Welt erstehen zu lassen. Alle unsere falschen Begriffe hat sie zerstäubt; was wir unter die Füße traten, versetzte sie in den Himmel, und was wir vergötterten, stürzte sie in den Abgrund; die Uebel nannte sie Glück und die Güter Unglück. Auf solche Weise offenbarte sie sich bis zu dem Grade, daß sie der Welt eine Thorheit schien.

Heute nun, wo das Evangelium mittelst der Früchte, die es trägt, sich das Herz der Völker gewonnen und feste Wurzeln gefaßt hat, begreifen wir seine ganze, wahrhaft göttliche Erhabenheit und erblicken an ihm die höchste Vollendung, die alle unsere eiteln Scheinbilder von Moral und alle unsere Grillen von Gesetzgebung zu Schanden macht. Sein Gesetz ist das der Liebe. Es bekehrt den Menschen und erneuert das Angesicht der Erde.

Gegen das Ende seines Lebens und in jenem Zeitabschnitte, der ihm zwischen Thron und Grab gelassen war, vergegenwärtigte sich Napoleon, dieser große Mann, groß durch die Natur und durch das Glück und belehrt durch seinen Aufschwung und seinen Fall, aus der Tiefe seiner Verbannung auf Helena das große

Schauspiel der menschlichen Dinge und mit derselben Kraft, womit er die Geschicke geleitet hatte, begann er nun, sie zu beurtheilen. Von der Höhe seines Genies und seines Schicksals und in jener Entfernung, wohin dieses ihn von der Bühne der Welt zurückgeworfen hatte, gleichsam um ihm die Perspektive zu verschaffen und ihm im Voraus die Ansichten der Nachwelt zu geben, durchlief sein Blick das Feld der Geschichte, und da er sich selber sah, bemaß er alle Größen nach der seinigen und mischte sich vertraut unter die hervorragendsten. Eine einzige hielt ihn an und diese schien ihm um so mehr übermenschlich zu sein, als sie ihn unendlich übertraf und bald bemerkte er, daß er es keineswegs mit einem von Seinesgleichen zu thun habe; er sah, daß vor dieser Macht jede menschliche Macht Nichts sei; und er, der sich wohl auf Menschen verstand, erklärte, wie der Hauptmann auf Golgatha, daß Jesus Gott sei!

Man höre nun dieses Urtheil, kostbar in so vieler Hinsicht, durch seinen Gegenstand und durch seinen Urheber; durch die Zeit und den Ort, wo es gefällt worden. Liest man seine Beweggründe, so voll, so kräftig und so schlagend, dann fühlt man, daß darin das letzte Wort über Jesus niedergelegt ist und daß jede Vernunft sich da beugen kann, wo das Genie eines Napoleons, durch die Evidenz überführt, sich beugte.

„. . . . Es ist wahr, daß Christus unserm Glauben eine Reihe von Geheimnissen vorlegt. Mit Autorität gebietet er, sie zu glauben und er gibt dafür keine anderen Gründe, als jenes erschreckliche Wort: Ich bin Gott!“

„Gewiß bedarf es des Glaubens für diesen Artikel, von dem gerade alle übrigen Artikel sich ableiten. Aber wenn der göttliche Charakter Christi einmal zugegeben ist, so erscheint uns die Lehre des Christenthums mit der Bestimmtheit und Klarheit der Algebra; den Zusammenhang und die Einheit einer Wissenschaft muß man an ihr bewundern.“

„Gestützt auf die Bibel gibt diese Lehre die beste Erklärung von den Traditionen der Welt; sie beleuchtet dieselben und die übrigen Dogmen beziehen sich enge darauf zurück, wie die geschlossenen

Ringe einer und derselben Kette. Das Leben Christi ist von Anfang bis zu Ende ein durchaus geheimnißvolles Gewebe, das gebe ich zu. Aber dieses Geheimniß entspricht wieder Schwierigkeiten, die sich im Leben jedes Einzelnen finden. Verwirft man es, so ist die Welt ein Räthsel; nimmt man es an, so hat man eine bewunderns-würdige Lösung der Geschichte des Menschen."

„Das Christenthum hat einen Vortheil vor allen Philosophien und vor allen Religionen; die Christen machen sich über die Natur der Dinge keine Täuschung. Man kann ihnen weder die Spitz-findigkeit, noch die Marktschreierei der Ideologen (Schwärmer, Träumer) vorwerfen, welche das große Räthsel der theologischen Fragen mit leeren Abhandlungen über hohe Gegenstände zu lösen glauben; — die Thoren, deren Unverstand dem eines Kindes gleicht, das den Himmel mit der Hand berühren will oder den Mond zum Spielzeug verlangt."

„Das Christenthum sagt einfach: Niemand hat Gott gesehen, als der, welcher von Gott ist. Gott hat geoffenbaret, was er war. Seine Offenbarung ist ein Geheimniß, das weder die Vernunft, noch der Verstand begreifen kann. Da aber Gott gesprochen hat, muß man glauben; das ist doch sehr verständig!"

„Das Evangelium besitzt eine geheime Kraft, etwas Wirk-sames, eine Wärme, die den Verstand ergreift und das Herz anzieht. Wenn man es näher ansieht, so empfindet man etwas Aehnliches, wie wenn man den Himmel betrachtet. Das Evangelium ist kein Buch; es ist ein lebendes Wesen mit einer Bewegung und Macht, die Alles mit sich reißt, was sich seiner Ausbreitung wider-setzt. Siehe, da liegt es auf dem Tische, das ausgezeichnete Buch (hier rührte der Kaiser es ehrfurchtsvoll an); ich werde nicht müde es zu lesen und lese es täglich mit derselben Freude."

„Der Christ wechselt nicht, er schwankt niemals in seiner Lehre, und die geringste Behauptung von ihm trägt ein Gepräge von Einfalt und Tiefe, das den Gelehrten wie den Ungelehrten überwältigt, wenn sie ihm nur ein wenig Aufmerksamkeit schenken."

„Nirgends findet man sonst jene Reihe schöner Ideen und moralischer Grundsätze, die wie Bataillone himmlischer Heerschaaren defiliren und in unserm Innern das nämliche Gefühl hervorbringen, welches man bei der Aussicht in die unendliche Weite des Himmels empfindet, wenn er in schöner Sommernacht vom Glanze der Gestirne erleuchtet ist.“

„Unser Geist ist für diese Lektüre nicht blos eingenommen, sondern wird von ihr beherrscht und niemals läuft die einfältige Seele Gefahr, mit diesem Buche zu verkommen.“

„Ist das Evangelium einmal Herr über unsern Geist, so fesselt es auch unser Herz. Gott selbst ist unser Freund, unser Vater und wahrhaft unser Gott. Eine Mutter hat nicht mehr Sorge um den Säugling, den sie nährt. Die Seele, von der Schönheit des Evangeliums hingerissen, gehört nicht mehr sich selber an. Gott hat sich ihrer ganz bemächtigt; er leitet ihre Gedanken und ihre Kräfte, sie gehört ganz ihm.“

„Welch' ein Beweis für die Gottheit Christi! Bei einer so absoluten Herrschaft hat er keinen andern Zweck, als die geistige Besserung jedes Einzelnen, die Reinheit des Gewissens, die Vereinigung mit dem Wahren, die Heiligkeit der Seele.“

„Endlich — und dies ist mein letztes Argument — es ist kein Gott im Himmel, wenn ein Mensch den riesigen Plan fassen und mit so herrlichem Erfolge durchführen konnte, den höchsten Cultus für sich zu nehmen und den Namen Gottes zu usurpiren. Jesus ist der Einzige, der es gewagt hat. Er allein sagte offen: Ich bin Gott!“

„Wie konnte nun ein Jude, dessen historische Existenz besser erwiesen ist, als die aller seiner Zeitgenossen, er allein, der Sohn eines Zimmermanns, sich gleich von Anfang an für Gott selbst, für das höchste Wesen, für den Schöpfer aller Wesen ausgeben? Alle Arten von Anbetung maßt er sich an, bauet seinen Cultus mit eigener Hand, nicht von Steinen, sondern von Menschen. Man staunt über die Eroberungen Alexanders; aber hier sehen wir einen Eroberer, der für sich in Beschlag nimmt, mit sich vereinigt, sich einverleibt nicht eine Nation, sondern das ganze Menschen-

geschlecht. Welch' ein Wunder! Die menschliche Seele mit all' ihren Kräften und Fähigkeiten wird eine Zubehör zur Existenz Christi."

„Und wie? durch ein Wunder, das alle Wunder überragt! Er will die Liebe der Menschen, d. h. was auf der Welt am schwersten zu erlangen ist, was vergeblich ein Weiser von wenigen Freunden, ein Vater von seinen Kindern, eine Gattin von ihrem Gatten, ein Bruder von seinem Bruder sich erwünscht; mit einem Worte, er will das Herz, verlangt es für sich, fordert es durchaus und — es gelingt ihm auf der Stelle. Daraus folgere ich seine Gottheit. — Alexander, Cäsar, Hannibal, Ludwig XIV. scheiterten daran, mit all' ihrem Genie. Sie eroberten die Welt und konnten nicht dahin gelangen, einen Freund zu haben. Es ist wahr, wir lieben unsere Kinder, warum? Wir gehorchen einem Instinkte der Natur, einem Willen Gottes und einer Nothwendigkeit, welche selbst die Thiere erfüllen."

„Christus spricht und sofort schließen sich die Generationen ihm an; ihre Bande sind inniger und fester als die des Blutes; ihre Vereinigung ist vertrauter, heiliger und mächtiger als sonst irgend eine. Er entzündet die Flamme einer Liebe, die unsere Selbstliebe auslöscht und jede andere Liebe überwiegt."

„Wie sollte man nicht an diesem Wunder seines Willens das Wort erkennen, das die Welt erschaffen hat?"

„Die Stifter anderer Religionen haben von einer solchen mystischen Liebe, die das Wesen des Christenthums ist, nicht einmal die Idee gehabt. Und sie dürften sich auch wohl hüten, gegen einen Felsen zu rennen; denn in einem solchen Geschäfte, sich Liebe zu gewinnen, trägt der Mensch in seinem Innern das tiefe Gefühl seiner Ohnmacht."

„Darum ist unstreitig das größte Wunder Christi das Reich der Liebe."

„Alle die wahrhaft an ihn glauben, fühlen diese bewundernswürdige, übernatürliche und höhere Liebe — eine für die Vernunft unerklärliche und für die Kräfte des Menschen unmögliche Erscheinung — ein heiliges, durch diesen neuen Prometheus der Erde gegebenes Feuer, dessen Kraft und Dauer von der Zeit,

dieser großen Zerstörerin, weder verbraucht noch beschränkt werden kann. Und ich Napoleon bewundere dies um so mehr, weil ich selber oft darauf bedacht war, mir ähnliche Anhänger zu verschaffen. Aber dies beweiset mir vollends die Gottheit Jesu."

„Ich habe viele Tausende entflammt, die für mich starben. Aber Gott möge mich bewahren, daß ich keinen Vergleich anstelle zwischen dem Enthusiasmus der Soldaten und der christlichen Liebe! Beide sind ebenso verschieden wie ihre Ursachen."

„Auch bedurfte es immerhin meiner Gegenwart, der Elektricität meines Blickes, meiner Stimme. Ein Wort von mir und ich entflammte Alles. Ja gewiß, ich besitze das Geheimniß jener magischen Kraft, die den Geist emporschnellt; aber ich kann sie Keinem mittheilen. Und doch habe ich nicht das Geheimniß, in den Herzen meine Liebe und meinen Namen zu verewigen und da ohne materielle Hilfe Wunder zu wirken."

„Jetzt, wo ich auf St. Helena bin, jetzt, wo ich allein weile, festgebannt an einen Felsen — wer kämpft jetzt für mich, wer erobert mir jetzt Reiche? Wo sind die Höflinge meines Unglücks? Denkt man noch an mich? Wer beunruhigt sich um meinetwillen in Europa? Wer ist mir treu geblieben? Wo sind meine Freunde? Ja, Sie zwei oder drei! Ihre Treue macht Sie unsterblich; Sie theilen und trösten meine Verbannung!"

(Traurig.) „Ja, unser Dasein strahlte in vollem Glanze des Diadems und der Herrschaft. Aber das Mißgeschick traf ein; die Vergoldung verschwand! Der Regen des Unglücks und der Schmach, von dem wir jeden Tag durchnäßt wurden, nimmt noch die letzten Theilchen hinweg. Wir sind bloß noch das Blei, General Bertrand! und bald werde ich von Erde sein."

„So ist das Schicksal der großen Männer, so war auch das des Cäsar und des Alexander! — Man vergißt uns, und der Name eines Eroberers, wie der eines Kaisers ist blos noch ein Schulthema. Unsere Heldenthaten fallen unter die Ruthe eines Pedanten, der uns schimpft oder uns lobt."

„Ludwig XIV., kaum gestorben, wurde er, der große König, in der Einsamkeit seines Schlafzimmers zu Versailles allein gelassen,

von seinen Höflingen vernachlässigt, vielleicht sogar verspottet, er war nicht mehr ihr Herr, er war eine Leiche, ein Sarg, ein Grab und der Schauder einer herannahenden Auflösung."

„Noch einen Augenblick und dasselbe Loos trifft auch mich. Von der englischen Oligarchie meuchlings zum Tode gebracht, sterbe ich vor der Zeit und mein Leichnam wird ebenfalls der Erde übergeben, um da die Speise der Würmer zu werden."

„Das ist das nahe Schicksal des großen Napoleon! Welch' eine Kluft liegt zwischen meinem tiefen Elende und der ewigen Herrschaft Christi, der auf der ganzen Welt gepredigt, geliebt und angebetet wird und noch immer lebt! Sein Tod — heißt das sterben? heißt das nicht vielmehr leben? Ja, der Tod Christi ist der Tod Gottes!"

Welch' ein Bekenntniß, welch' ein Glückslauf, welch' eine Höhe, aber auch welch' ein Sturz, welch' ein Ende! Da sieht man den Menschen; alle seine Größen sind nur die Trophäen seines Untergangs. — Die Geschichte Jesu ist das gerade Gegentheil von der des Menschen und von ihm kann man sagen, daß seine Erniedrigungen die Trophäen seiner Größe sind.

Nicht weniger merkwürdig als dieses Geständniß Napoleons über Jesus ist dasjenige des Freigeistes J. J. Rousseau, welches er in seinem Emile niedergelegt hat. — Es lautet wörtlich:

„Ich gestehe Ihnen, daß die Erhabenheit der heil. Schrift mich mit Bewunderung erfüllt, sowie die Reinigkeit des Evangeliums mein ganzes Herz einnimmt. Man durchgehe die Werke unserer Philosophen mit allem Pomp ihrer Ausdrücke; wie geringfügig, wie verächtlich sind sie in Vergleichung der heil. Schrift! Ist's mögich, daß ein Buch, das so einfach und zugleich so erhaben ist, bloßes Menschenwerk sein sollte? Ist's möglich, daß die heil. Person, deren Geschichte hier beschrieben wird, ein bloßer Mensch sein kann? Nimmt er irgendwo die Sprache eines Schwärmers oder eines ehrgeizigen Parteigängers an? Welche Holdseligkeit, welche Reinheit ist in seinen Sitten! welche rührende Anmuth in seinem Benehmen! welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen! welche tiefe Weisheit in seinen Reden! welche Geistes=

gegenwart in seinen Antworten! wie mächtig weiß er über seine Neigungen zu herrschen! Wo ist der Mann, wo der Philosoph, der so ohne Schwäche, so ohne Prahlsucht leben und sterben kann?"

„Wie eingenommen von Vorurtheilen, wie blind muß derjenige sein, der den Sohn des Sophronikus (Sokrates) dem Sohne der Maria an die Seite stellen will? Welch' ein grenzenloser Abstand zwischen beiden. Sokrates, der ohne Schmach und Schmerzen starb, konnte leicht seinen Charakter bis an's Ende behaupten und hätte sein Tod, so leicht er auch war, seinem Leben nicht die Krone aufgesetzt, so möchte man noch daran zweifeln, ob Sokrates bei all' seiner Weisheit wohl etwas mehr als ein Sophist war. Er erfand — sagt man — die Theorie der Sittenlehre: Andere hatten vor ihm dieselbe im Leben ausgeübt und er durfte daher nur sagen, was sie gethan hatten, durfte nur ihre Beispiele auf Vorschriften zurückführen, so war Alles geschehen! Aber wo konnte Jesus unter seinen Zeitgenossen die reine und erhabene Sittenlehre lernen, die er uns in Vorschriften und Beispielen gegeben hat? Sokrates starb, indem er sich ruhig mit seinen Freunden unterredete; dies scheint uns so angenehm, als man es nur wünschen kann. Der Tod Jesu, der unter den qualvollsten Schmerzen von einer ganzen Nation verlästert, mißhandelt und angeklagt, sein Leben dahingab, ist der schrecklichste, den man je fürchten kann. Sokrates, als er den Giftbecher trank, segnete den weinenden Gerichtsdiener, der ihm denselben reichte, aber Jesus bat mitten unter den martervollsten Schmerzen für seine unbarmherzigen Peiniger. Gewiß, wenn Sokrates als ein Weiser lebte und starb, so lebte und starb Jesus als ein Gott!"

Der Charakter Jesu ist wesentlich und wahr und bietet nichts Uebertriebenes, nichts Abstoßendes. Die menschliche Natur zeigt sich da in der ganzen Einfalt ihrer gesetzmäßigen Regungen und die göttliche Natur in der ganzen Höhe ihrer Vollkommenheiten. Wie viel Züge aus seinem Leben bieten sich uns dar und bei welchen sollen wir stehen bleiben, gefesselt, wie wir sind, von Bewunderung, die sie uns einflößen? Sollen wir erzählen von der Magdalena, oder von der Samariterin, oder von der Ehebrecherin,

oder von dem canaäischen Weibe, oder von dem Sohne der Wittwe zu Naim, der seiner Mutter wiedergegeben wird, oder von Lazarus, der zu seinen Schwestern zurückkehrt, von der gespeiseten Volksmenge, von den geheilten Kranken, von den kleinen Kindern, die er liebkoset, von den geringen Publikanen, die er aufnimmt, von den hochmüthigen Pharisäern, die er entlarvt? oder endlich, sollen wir uns in die Betrachtung jenes unaussprechlichen Leidens und Sterbens vertiefen? Ueberall welche Güte, welche Gerechtigkeit, welche Weisheit, welche Maßnahmen, welch' tiefe Einsicht, welch' anziehende Vollendung, welch' sanfte Majestät, welche Fülle von Gnade und Wahrheit! Die Handlungen und Worte Jesu bei den verschiedenen Veranlassungen sind die ewigen Formulare aller Tugenden selbst in Mustern. Wie er in hellem Glanze dasteht! und wie er göttlich hervorragt mitten aus jenem dummen Volke, aus jenen heuchlerischen Lehrern, aus jenen verfänglichen Schriftgelehrten, aus jenen stolzen Pharisäern, ja selbst aus seinen noch unduldsamen und rohen Jüngern! Wie er alle Irrthümer durch seine Wahrheit beschämt, alle Ränke durch seine Weisheit vereitelt, alle Laster durch seine Heiligkeit zerschmettert, allen Schwachheiten durch seine Milde Muth einflößt, alle Wuth durch seine Geduld erschöpft und allen Schmerzen durch seine Güte sich hülfreich zeigt! O, wie beweiset er sich als der Heiland, als der gütige Gott!

Es ist eine Niederträchtigkeit unserer Natur, nichts Anderes für groß zu achten als sinnliche und fleischliche Größen, als den Triumph der rohen Gewalt, der die Eroberer und Könige macht und die Massen unterjocht. In der heil. Schrift, von der man sagen kann, daß da durchweg das Erhabene in vollen Ufern strömt, wird uns die Geschichte Alexanders des Großen folgendermaßen erzählt:

„Nachdem Alexander, Philipps Sohn, der Mazedonier, welcher zuerst in Griechenland herrschte, vom Lande Cethim ausgezogen war und Darius den König der Perser und Meder geschlagen hatte, geschah es, daß er viele Schlachten lieferte, alle festen Plätze nahm und die Könige der Erde tödtete. Er drang vor bis an das Ende der Erde, nahm mit sich die Beute einer Menge

der Völker und die Erde schwieg vor ihm. Er hatte eine gewaltige Macht und ein übergroßes Kriegsheer zusammengebracht; deßhalb erhob sich sein Herz und wurde hoffärtig. Er hatte Länder, Völker und Könige in seine Gewalt gebracht und sie wurden ihm zinsbar. Aber darnach fiel er auf's Lager und er merkte, daß er sterben werde. Da rief er seine vornehmen Diener, die mit ihm erzogen waren von Jugend auf und vertheilte unter sie sein Reich, da er noch lebte. Alexander hatte 12 Jahre regiert, — da starb er." — Die Geschichte Jesu Christi dagegen lautet:

„Nachdem Jesus von Nazareth die ersten 30 Jahre seines Lebens in Armuth und unbeachtet zugebracht hatte, wurde er der Gegenstand der Verachtung seines Volkes. Weil er mit einigen übelberüchtigten Leuten Gesellschaft schloß und sich von einem Haufen Zollpächter, schwacher Weiber und armer Fischer begleiten ließ, wurde er als ein Uebelthäter verfolgt und gefangen genommen. Als er nun von einem Gerichtshofe zum andern geschleppt, wie ein blödsinniger dem Spotte der Henkersknechte und des Pöbels preisgegeben und wie ein Sklave gegeißelt und an einem Kreuze zwischen zwei Straßenräubern nackt festgenagelt war, starb er. Aber darnach wurde er der unsterbliche König aller Länder und aller Jahrhunderte."

Wenn wir dieses wichtige Thema weiter verfolgen und namentlich in der Geschichte uns näher umschauen, so sehen wir deutlich, daß es aus dem Heidenthum keine Erlösung durch menschliche Mittel geben konnte. Dasselbe war von Anfang an und blieb immer eine Umnachtung der Seele und die Menschheit würde gänzlich verwildert und entartet sein, wenn sie nicht durch die Menschwerdung Gottes erlöst und sittlich wieder geboren worden wäre.

Die höchste Lebensweisheit der alten Aegypter und der Buddhaisten war: stehen ist besser als laufen, sitzen besser als stehen, liegen besser als sitzen, schlafen besser als wachen und das beste von Allem ist der Tod.

Das Heidenthum machte dem Menschen zur Pflicht, ja zur religiösen Pflicht, was seiner gerade am unwürdigsten ist, was

ihn sittlich am tiefsten herabwürdigt und das Ebenbild Gottes in seinem Antlitz auslöscht, nämlich die Verleugnung jeder Scham und jedes natürlichen Ehrgefühls, die Prostitution und Bestialität. — Vergegenwärtigen wir uns nur die Zustände im römischen Reich und in der ganzen Heidenwelt, so waren sie geradezu schreckenerregend. Oktavianus, in allen seinen Unternehmungen glücklich, erhob Rom zu höchstmöglichem Glanze; unter ihm versank aber auch die heidnische Römerwelt in stets tiefere Gottlosigkeit. Ihr Gottesdienst bestand in thörichten oder wollüstigen Gesängen, in wahnsinnigen Tänzen, in Fraß und Völlerei, gräulicher Unzucht, allgemeiner Sittenlosigkeit und Grausamkeit. Letztere zeigte sich insonderheit in den blutigen Kampfspielen der Gladiatoren. An der Spitze aller Schlechtigkeit standen immer die römischen Kaiser selbst, die Nachfolger des großen Augustus, namentlich Tiberius, Caligula und Nero, lauter abscheuliche Menschen. Daneben das Bild der jammervollsten Armuth — die Sklaven!

Die menschliche Bosheit hatte ihren Höhepunkt erreicht; alle Bande, welche das Menschengeschlecht zusammenknüpfen, waren zerrissen; alle jene edle Keime in der Menschenbrust — die Liebe, das Mitleiden, die Achtung der menschlichen Würde, die Ehrfurcht vor dem Recht, die Liebe zur Wahrheit, der Abscheu vor dem Laster — alle diese Keime waren am Ersticken. Zur Rettung aus dieser moralischen allgemeinen Versumpfung hatte sich alle menschliche Kraft als unzulänglich erwiesen.

Das Schwert des großen Welteroberers, der schwelgerische Sinnengenuß des Morgenlandes, die Wissenschaft der Aegypter, die Kunst und sogenannte Humanität der Griechen, die Weisheit der römischen Gesetzgebung, Alles, Alles war erschöpft und die Menschheit war stets tiefer gesunken.

Freilich bestand auch zur Zeit dieser greulichen Versunkenheit im heidnischen Rom eine Schule der sog. Weltweisen, die Stoiker, welche gar viel von Tugend, Sittlichkeit und Menschenwürde sprachen und noch heutzutage von den Feinden des Christenthums hoch gerühmt werden. Allein, was war ihre Tugend? Nichts anderes als eine (größtentheils unwahre und erheuchelte) Erhaben-

heit über Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe; eine stolze Gleichgültigkeit gegen Glück und Unglück — mit welcher jedoch, nach der ausdrücklichen Lehre dieser Philosophen, die Ausübung widernatürlicher Unzucht und anderer abscheulichen Laster gar wohl vereinbar und deßhalb erlaubt war. — Einen ebenso klaren als schauerlichen Beweis von der innern Haltlosigkeit der stoischen Tugend bietet uns der vielgerühmte Seneka. Allerdings hat dieser Philosoph sehr rühmliche und wohlklingende Aussprüche gethan und in seinem Tode erblicken Manche einen Beweis von unerschütterlichem Muthe und bewundernswürdiger Charakterfestigkeit. Allein sie vergessen, daß derselbe Seneka seinem Schüler Nero alle Ausschweifungen und Wollüste erlaubte; daß er sogar in einem Schreiben an den römischen Senat dessen Muttermord entschuldigte. Solche Bewandtniß hat es mit der damaligen heidnischen Tugend und Seelengröße.

Je mehr wir dieses Kapitel verfolgen, ein desto traurigeres Bild täglich wachsenden Verderbnisses und Elendes in der heidnischen Welt entrollt sich vor unseren Augen, und welch' ein gräßliches Schauspiel ist nicht der Zustand, bei dem sie zur Zeit der Herrschaft der Römer angekommen war! Dem Hochmuthe und der Sinnenlust unter all' ihren grausamen und herabwürdigenden Gestalten wurde an allen Orten Weihrauch gestreuet und Lob gespendet. Eine Menge Gottheiten wurden geschaffen mit den häßlichsten Charakteren; die Schande der abscheulichsten Verbrechen legte man denselben bei. In ihnen leibte und lebte jedes Laster; und wie sie das lebendige Bild der Völlerei, der Blutschande, der Entführung, des Ehebruchs, der Unzucht, der Grausamkeit und Rache waren, so entnahmen die nämlichen Laster in den Herzen der Menschen von ihnen ihre praktischen Beweise. Zu allem diesem nehme man noch den Einfluß der unsittlichen Szenen aus der Mythologie, die in Fresko an den Wänden und Plafonds der Wohnungen gemalt waren, wie man es jüngst noch in Herculanum aufgefunden hat. Jüngling und Jungfrau, die mitten in dem fortwährenden Schauspiele dieser Bilder aufwuchsen, wurden mit den Schändlichkeiten, die dieselben enthielten, seit dem zartesten

Kindesalter vertraut. — Der öffentliche Gottesdienst entsprach nothwendigerweise dem Charakter der Götter; er bestand in den albernsten und abscheulichsten Gebräuchen. Unzucht und Völlerei machten einen Theil des Dienstes der Venus und des Bachus aus. Am hellen Tage konnte man sehen, was sich sonst in der tiefsten Finsterniß verbirgt und was die Ehre unserer Sprache zu nennen verbietet. Die Feder sträubt sich hier, in weitere Einzelheiten einzugehen. Man darf sich aber über alles dieses nicht wundern. Das mußte so kommen, es war die logische Folge des Abgangs der göttlichen Wahrheiten. Mehr als zwei Drittel der Einwohner in den civilisirten Ländern seufzten in Sklaverei und wurden bloß dazu gebraucht, der sinnlichen Gier des übrigen Drittels den Stoff zu liefern. Die Herren hatten eine unumschränkte Gewalt über ihre Sklaven und konnten sie mißhandeln oder auch tödten, nach Belieben. Ein Gesetz Constantins (seine Constitution vom Jahre 312), welches alle Geschichtschreiber als charakteristisch für die Einführung des christlichen Geistes in die Gesetzgebung bezeichnen, unterdrückt die Frevel der Herren gegen ihre Sklaven und läßt uns eben dadurch erkennen, wie dieselben bis dahin gewesen waren:

„Jeder Herr", sagt der Kaiser, „mache von seinem Rechte einen mäßigen Gebrauch. Als ein Menschenmörder soll er verurtheilt werden, wenn er freiwillig seinen Sklaven mit Stockschlägen oder Steinwürfen tödtet, wenn er ihn mit einem Wurfspieß lebensgefährlich verwundet, wenn er ihn an einer Schlinge aufhängt, wenn er ihn vergiftet, wenn er dessen Leib von den Klauen wilder Thiere zerfleischen läßt, wenn er in dessen Glieder mit glühenden Kohlen Striemen brennt" u. s. w. — Diejenigen, welche ihr Jahrhundert über diese entsetzlichen Fehler hätten aufklären sollen, sahen sie mit an und begingen sie selbst mit einer Unbefangenheit und Kaltblütigkeit, die uns zittern macht.

Gehen wir noch weiter und fürchten wir nicht, die ganze Tiefe der Wunde, die in der heidnischen Welt an der Menschheit fraß, zu berühren und zu untersuchen, wofern wir das Wunder des göttlichen Heilmittels, das sie wieder gesund machte, richtig beurtheilen und würdigen wollen.

Ein schrecklicher und unmenschlicher Gebrauch waren die Schauspiele der Gladiatoren, einer Menschenklasse, zusammengesetzt aus Kriegsgefangenen, Sklaven und zum Tode verurtheilten Verbrechern, die man zu diesem Zwecke ernährte und in unermeßlichen Amphitheatern zu Tausenden erscheinen ließ, wo sie, sie mochten wollen oder nicht, gezwungen waren, zum Zeitvertreib der Bürger jeden Standes und Geschlechtes sich einander den Hals zu brechen. Nach der Berechnung von Lipsius verschlangen diese Schauspiele manchmal 20—30,000 Menschen in Zeit von einem Monate. Ganz Rom, ja die ganze heidnische Welt strömte zu diesen Schlächtereien. Mit glühenden Eisenstangen und mit Peitschenhieben wurden die Unglücklichen, die vor dem Schwerte zurückwichen, zum Zweikampfe angetrieben. Das Volk ohne Zartgefühl jubelte beim Anblick der gräßlichen Wunden und mischte seine Freudenschreie in das Gezisch des spritzenden Blutes und in das Röcheln des Todes! Und wenn ein Verwundeter fiel, unfähig den Kampf fortzusetzen, so sah man tausend Hände sich ausstrecken, welche forderten, daß man ihn aus der Welt schaffe; flehete er dann um Gnade, so war das Vergnügen, sie ihm zu verweigern, keinem Anderen vorbehalten als den jüngsten der römischen Damen, die dann durch eine Bewegung (Drehung des Daumens) das Zeichen gaben, daß man ihm den Todesstoß versetze. Wie Seneka uns berichtet, war das römische Volk in diesen mörderischen Kämpfen so unersättlich, daß solche Gladiatoren, die des Morgens den Rachen und Klauen der wilden Thiere entronnen waren, am Nachmittag ohne irgend eine Waffe zu ihrer Vertheidigung von Neuem kämpfen mußten, um die grausame Gier der Zuschauer durch die große Anzahl tödtlicher Wunden und durch die Menge der Sterbenden zu ersättigen. Zu allen diesen Gräuelszenen des Blutbades mischten sich die Künsteleien des Geschmacks, die Uebertreibungen der Pracht, die Schändlichkeiten der Wollust. Ein Orchester von tausend Instrumenten stimmte mit ein in das Schreien des Amphitheaters. Ausgespannte Tücher von Purpur, mit Gold durchwirkt, wogten über dem Haupte der Zuschauer, um sie gegen die Hitze des Tages zu schützen. Jedesmal, wenn wieder ein Mensch getödtet war, kamen junge und schöne Sklaven, den blutgetränkten Staub mit Rechen

umzukehren. Künstlich angebrachte Röhren gossen über den Zuschauer einen wohlriechenden Thau, der die Luft wieder erfrischte und den scharfriechenden Blutdampf milderte. Mosaik, Statuen, Basreliefs, Bekleidungen der Wände aus kostbarem Marmor, entzückten das Auge des Zuschauers; während der Zwischenzeit setzten ihn Theatermaschinen durch die Schönheit ihrer Ausführungen in Erstaunen; und endlich — unter einem von den Bogengängen des Amphitheaters, der mit unzüchtigem Sinnbild bezeichnet war, hatten feile Dirnen ihren Schlupfwinkel, dicht neben der blutbeschmutzten Arena und neben dem Spoliarium, wo die Leichen der gefallenen Kämpfer zusammengeworfen lagen.

Solch schauderhaften Zeitvertreib setze man jedoch nicht auf Rechnung zweier oder dreier Ungeheuer, wie z. B. Nero und Caligula waren! Die mildesten Regenten, solche, die den Beinamen Wonne des Menschengeschlechtes hatten, gaben sich demselben mit gleicher Lust hin. Die ganze Gesellschaft lechzte nach Blut und heulte, daß man ihr diese Schlachtstätte öffne; ihre Gier war dieselbe, womit sie auch täglich nach Brod schrie, dessen sie bedurfte, um leben zu können. Der Geschichtschreiber Dio erzählt uns, daß Trajan damals, als er seinen Triumph über die Dacier feierte, Gladiatorenspiele gab, die hundertunddreiundzwanzig Tage ununterbrochen fortdauerten, wo 10,000 Gladiatoren und 11,000 Raubthiere sich einander zerfleischten. In welche Verworfenheit mußte das Menschengeschlecht versunken sein! Caligula war selbst so weit gegangen, als es einst an Gladiatoren mangelte, Zuschauer, die zuerst gekommen waren und nachdem er ihnen vorher die Zunge hatte abschneiden lassen, um ihr Klagegeschrei zu ersticken, den Thieren vorwerfen zu lassen. Und was geschieht? das römische Volk klatscht Beifall, der Senat selbst belobet ihn.

Man beurtheile nun, welcher thierischen Wuth und Raserei dadurch der Eingang in die häuslichen Sitten verschafft wurde und welch' eiserne Hand auf Alles fallen mußte, was schwach war, auf die Kinder, die Frauen, die Sklaven! Die eben gebornen Kinder, die Rothgesprenkelten, wie man sie nannte, wurden tagtäglich ausgesetzt, daß sie vor Kälte und Hunger umkamen; man warf sie

neben die Wege und Schaaren von Wölfen kamen alle Nächte von den Abruzzen herab, sie zu verschlingen. Die Frauen wurden unter dem geringsten Vorwande aus der Ehe verstoßen; die Ehe war nichts Anderes, als ein gesetzmäßig erlaubtes Preisgeben des Leibes zur Unzucht und Schändung. — Nun bedenke man das Schicksal der Armen! Unter den öffentlichen Anstalten des Heidenthums sieht man keine, die gegründet worden wäre und den Zweck gehabt hätte, den Kranken, den Altersschwachen, den Verunglückten, die von Allem entblößt waren, Hülfe und Beistand zu leisten. Den Grimm gegen sich selbst endlich ließ man durch den Selbstmord aus, und diese moralische Feigheit wurde mit dem Namen Tugend begrüßt; sie war die Pforte, durch die man ehrenvoll aus diesem Leben schied.

Eine andere Seite der heidnischen Sitten ist der Abgang alles natürlichen Gefühls von Enthaltsamkeit und Scham, oder jene Liebe, vor der die Natur sich entsetzt und welche das ganze Alterthum und namentlich seine letzteren Jahrhunderte charakterisiren; das ausgebildetste Zartgefühl nahm daran keinen Anstoß und die strengste Philosophie spielte mit diesem Ungeheuer, und aus diesem einzigen Punkte geht hervor, wie weit das Philosophenthum die Welt gebracht hatte. — Was soll man nach diesem noch sagen von allen übrigen Ausschweifungen der heidnischen Sitten, von dem Prachtaufwand an den Gebäuden, von der Verfeinerung und ungeheuren Uebermäßigkeit bei den Mahlzeiten? Man muß daran verzweifeln, eine solche Sinnlichkeit malen zu können. Wenn man in diese Zeiten des ergrauten Heidenthums eindringt, so fühlt sich unsere Seele in dieser Atmosphäre gleichsam erstickt: so tief findet sie sich in den Sinnen begraben; so dicht ist die moralische Finsterniß, so schimpflich wird die Natur mißhandelt, ja so tief ist der Mensch gesunken und Gott so weit entfernt! Nachdem all' der Aberglaube und das ganze Sittenverderbniß von 40 Jahrhunderten über dem Menschengeschlechte sich aufgehäuft hatte — war das Chaos da, aber der Hauch Gottes fehlte.

Aber endlich ging in den Nächten und trüben Dämmerung der Geisterwelt die Sonne auf. Der Messias Jesus erschien.

Er erschien — so ordnete es die ewige Vorsehung, in dem

einzigen Augenblicke der Zeiten, auf dem einzigen Ort des Erdkreises, unter dem einzigen Volke der Welt und in der einzigen Verbindung der Umstände, welche dem großen Welterrettungswerk allein die angemessensten sein konnten. Die Zeit der heiligen Verheißungen war erfüllt.

Rom, das allgewaltige, mußte erst dem Messias Jesus und seinem Werke den Weg anbahnen, es mußte erst mit Waffengewalt, von Gott begünstigt, die halbe Welt erobern. Alle Religionen der Völker schwankten. Nur im jüdischen Volke lebte noch der Gedanke von der Einheit des unsichtbaren, lebendigen Gottes; aber auch das mosaische Gesetz war zum Buchstaben- und Wortstreit und leerem Ceremoniel herabgesunken.

Das waren die Zustände in der Welt. Die schwarze, undurchdringliche Nacht der Gottlosigkeit, der Sünde und des tiefsten Elendes hatte sich über den Erdkreis gelagert und alle menschliche Kraft war gebrochen. Sieh, da geht auf die wunderbare Morgenröthe einer neuen Zeit, eine Zeit himmlischer Gnade und göttlichen Erbarmens. Denn jetzt war herangebrochen **„die Fülle der Zeiten, wo Gott beschloß, seinen eingebornen Sohn in die Welt zu senden, damit Alles in Christo Jesu erneuert werde.**

Jesus Christus trat unter das Volk der Juden, welches wie ein verwildertes Brachfeld vor ihm lag und säete zunächst in die Furchen, die der starke Johannes, indem er den göttlichen Samen erst verhieß, darin gezogen hatte. Mit der Bergpredigt begann Christus die Lehre, die wie nie geahntes Licht in die umnachtete Welt fiel und selbst Blinde sehend machte, die das geschändete Ebenbild Gottes wieder enthüllte und reinigte, die Kinder zum ewigen Vater zurückführte. Wer die Lehre des Heilandes begriffen hatte, den mußten die blutigen und unzüchtigen Kulte des Heidenthums mit tiefster Entrüstung erfüllen. Aber der Schwerpunkt der neuen Lehre lag in der Beziehung des Zeitlichen zum Ewigen, in der Verheißung der Unsterblichkeit der Seele unter den Bedingungen des Weltgerichts.

Aus der Verheißung des ewigen Lebens folgte, daß der Mensch sein irdisches Leben als Stand der Prüfung und Vor-

bereitung ansehen solle, um eines seligen Lebens in der Ewigkeit würdig zu werden.

Drei Jahre lang ging er im Lande umher, verkündete seine Lehre in Sätzen von wunderbarer Einfachheit und Klarheit und in Parabeln, die in einem einzigen, leicht verständlichen Bilde den Inhalt ganzer Lehrbücher aufwogen. Was er sprach, erregte das Entsetzen Vieler, die Bewunderung Aller; denn was er sprach, hatte vor ihm noch Niemand gesprochen, so lange die Welt gestanden. Mit wahrhaft göttlichen Offenbarungen erleuchtete er den Geist seiner Zuhörer. Er zuerst, Keiner vor ihm, enthüllte das Verhältniß der Gottheit zum menschlichen Geschlecht, zu sich selber und zur Ewigkeit. Er zuerst, Keiner vor ihm, enthüllte das Geheimniß des Gottähnlichwerdens für unsere Geister. Und was bisher nur Ahnung und dunkles, gelehrtes Forschen der größten menschlichen Weisen unter den verschiedenen Völkern gewesen: das Alles, das Erhabenste des menschlichen Wissens, trug er mit wundervollem Lichte dem gemeinen Manne vor und die Unmündigen wußten mehr als vormals die Weisesten im Lande. So galt im buchstäblichen Sinne des Wortes von seinem Vortrag, was die Evangelisten von ihm sagten: seine Rede war gewaltig!

Wir sind gewöhnt, die Thatkraft der großgenannten Männer zu verherrlichen und zu bewundern, unbekümmert um die Richtung und Tendenz, welche diese Kraft nahm. Wir vergöttern die glücklichen Krieger, als wenn die Kunst, mit Gewandtheit im Großen zu morden und zu verheeren, das Höchste des menschlichen Geistes wäre. Dagegen erblicken wir da, wo niedrige Herkunft, geringer Stand, Armuth unr Geräuschlosigkeit sind, nichts Rühmenswerthes, so viel Gerechtigkeit, Edelmuth und Tugend auch da sich zeigt. — Wirft man aber einen Blick über die ersten viertausendjährigen Schicksale der Menschheit, wie muß uns nicht das Gefühl auf- und untergehender Völkerschaften mit Wehmuth und Schauder erfüllen! Mit ehernen Fersen gingen Eroberer über die Leichen zahlloser Geschlechter hin, Blut und Thränen flossen in Strömen und wofür? — was war ihr Werk? Elend. Was ihre Beute? ein vergessenes Grab. Alles zusammen, war es etwas Anderes als ein allge-

meiner, ungeheurer, endloser Krieg der Leidenschaften. Und sieht man auf die heutigen Völker, ihre Kriege, ihre Sitten, muß man nicht wieder neue, schreckliche Kriege und Verwüstungen ahnen? Die Juden hatten Moses und die Propheten, sie hörten und verstanden sie nicht. Die Völker der heutigen Welt, sie haben Jesum und hören ihn nicht. Sie deuteln an seinen Lehren, streiten über seine Worte, aber seinen Geist wollen sie nicht in sich aufnehmen, seine Werke und Thaten nicht nachahmen. — Aus den Lehren Jesu allein quillt höhere Erkenntniß, ewige Wahrheit, bleibende Seligkeit. Nur seine Religion steht in vollkommnem Einklange mit den reinsten Ueberzeugungen der Vernunft, mit den Ordnungen der ganzen Natur, mit der ewigen Sehnsucht des menschlichen Gemüths nach dem Höhern. Nur erst durch seine Religion ist das größte Räthsel des menschlichen Daseins und dessen Zusammenhang mit Gott und der Zukunft gelöst.

Wäre die Lehre Jesu s. Z. nie durch Wunder bestätigt und wäre sie nicht mit seinem Blute besiegelt — sie ist in sich selbst ein Wunder, eine strahlend aufgehende Sonne in der Finsterniß menschlichen Gemüthes; sie ist die Himmelsleiter der Geisterwelt. Unmöglich ist's, daß Menschen sie erfinden konnten. Es ist uns ja kein Geheimniß, was die Gelehrtesten und Weisesten der Vorwelt gethan und gewirkt — noch leben ihre Ansichten, Lehren und Meinungen in ihren hinterlassenen Schriften: aber wessen Weisheit steht der Weisheit Jesu nahe? Wer vor ihm umfaßte im einfachsten Zusammenhang die hehrsten Angelegenheiten der Menschheit aller Zeitalter? Wer — wie er — lieferte zu allen Räthseln des dunkeln Lebens in wenigen Worten den Schlüssel? In den Worten: Gott ist unser Vater; Liebe ist die Hauptsumme aller Gebote; vollkommen werden, wie der Vater vollkommen ist, ist der Geister höchstes Ziel; Dasein und Ewigkeit sind eins und unzertrennbar.

Woher hatte nun Jesus Christus die Wundermacht solcher Weisheit? Hatte er sein ganzes Leben der Ergründung fremder Kenntnisse und Wissenschaften geweiht? Hatte er in langem Zeitraum von Jahren seltene Erfahrungen über Gott und Welt eingesammelt? — Nichts von alle dem! Er war ein Jüngling von

29 Jahren, als er aus der Dunkelheit seines früheren Lebens hervortrat und zu lehren anfing. Er war in einem Alter, da andere Menschen am meisten gegen die Gewalt der Leidenschaften zu kämpfen haben, wo Sinnenreiz, Hang zum Vergnügen und Wohlleben, Geldgier, Ehrsucht den Geist gefangen nehmen, da trat er hervor aus dem einsamen und verachteten Städtchen Nazareth, majestätisch, wie eine Erscheinung aus höherer Welt, Sieger über alle Leidenschaften, Vollstrecker seines eigenen Wortes. Er starb als ein junger Mann, in der schönsten Blüthe eines göttlich groß vollendeten Lebens.

War dieser nicht mehr als ein Mensch? War er nicht vielmehr das, für was er sich selbst ausgegeben: Gottes Sohn?

Der Tod Jesu und das damit eng zusammenhängende Sakrament des Abendmahls erschließt uns das tiefste Geheimniß der Weltgeschichte. Die im Kerker ihrer Sündhaftigkeit gefangene Menschheit konnte nicht durch bloße Belehrung, sondern nur durch eine That erlöst werden. Diese war die Uebernahme der Sündenschuld und Buße durch Gottes eingebornen Sohn zur Sühne der ewigen Gerechtigkeit. Sie war der Tod Jesu. Nur die freiwillige Hingabe des Sündenlosen in die Buße und des unsterblichen Gottes in den Tod konnte die Macht der Hölle besiegen.

Die Geschichte der christlichen Kirche ist für Jedermann einer der anziehendsten und lehrreichsten Gegenstände. Es ist die Geschichte einer wunderbar gestifteten, wunderbar beschirmten, wunderbar gehobenen Anstalt Gottes zur Erziehung, Rettung und Beseligung des menschlichen Geschlechts. Aus dem winzigen Senfkörnlein sollte ein Baum hervorgehen, unter dessen Zweigen alle Völker der Erde im Schatten ruhen könnten. Der Gottesfunke war in die große Finsterniß gefallen und es sollte Licht werden. Alles vereinte sich, ihn zu ersticken, aber was auf die hl. Flamme fiel, sie zusammenzudrücken, gab ihr nur frische Nahrung. — Anfangs glaubten nur einzelne stolze Hohepriester, einzelne Schriftgelehrte und Pharisäer überflüssig Macht zu haben, das aufgehende Licht zu unterdrücken. Mit Erstaunen gewahrten sie, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten. Dann verschworen sich Juden und Heiden zum Untergang der

neuen Lehre und halfen statt dessen zu ihrer Erhebung und Verherrlichung. — Endlich machten sich Könige, Fürsten und Kaiser auf, mit ihrer ganzen Gewalt den fremden Glauben zu vertilgen, der immer unaufhaltsamer durch ihre Reiche drang, die Tempel einer in Abgötterei versunkenen Vorwelt leerte und die Altäre ihrer ohnmächtigen Götter stürzte: ihre Heere, ihre Mordbefehle, ihre Gesetze bewiesen sich als kraftlos. Hier war Gottes Finger! Hier die unverkennbare Leitung und Macht einer himmlischen Vorsehung, und das hohe, immerdauernde Zeugniß der Schicksale für die Göttlichkeit der von Jesu geoffenbarten Religion. —

Dringt man jetzt in das Innerste des Christenthums, so wird man staunen über den Zusammenhang und die wunderbaren Beziehungen zwischen Dogmen, Moral, kirchlichem Kultus und all' den Bedürfnissen der menschlichen Erkenntniß und des menschlichen Herzens. Es gibt kein irdisches Hinderniß, das das Christenthum in seinem Laufe aufhalten kann. Möchten doch Manche, von den Irrlehren der jetzigen Zeit angesteckt, der Leere ihres Geistes und Herzens müde, von dem Zauber der Wahrheit des Christenthums sich gefesselt fühlen. Seine Unverletzbarkeit ist der Art, daß alle Schläge, die man gegen sie wendet, sie nur vergrößern. Seine Allgemeinheit hat in dem Maße zugenommen, daß selbes die Befugniß hat, sich als die Beherrscherin der gebildetsten Nationen der Welt und als die einflußreichste Beförderin der Civilisation bei den entferntesten und wildesten Völkern zu behaupten.

Von Jugend auf gewohnt, das Tagesgestirn, die Sonne, über unserm Haupte auf- und untergehen zu sehen, lassen wir Menschen oft ein langes Leben verfließen und sterben, ohne auch nur ein einziges Mal das Schauspiel eben dieses Lichtes, das uns umleuchtet, genauer zu betrachten und wir durchwandern eine Welt von Wundern, ohne dieselben zu ahnen. — Gerade so verhält es sich mit dem Lichte des Evangeliums und den zahllosen Schönheiten, womit die Hand Christi die moralische Welt geschmückt hat. Die Lehre des Evangeliums findet uns nur deßhalb so gefühllos und kalt, weil sie nicht mehr neu ist — diese frohe Botschaft. — Und doch, o könnten wir mit unseren leiblichen Augen einen Blick

in die Welt der Seelen thun und dort alle die Tugenden überschauen, die schon geblüht und all' das Böse, das schon unterdrückt worden seit 1800 Jahren; — welch' ein Schauspiel! — Wie würde uns die menschliche Natur neugeboren erscheinen und wie würde Jesus Christus in unsern Augen die Namen Erlöser und Heiland verdienen!

Die Moral des Evangeliums findet sich nicht blos im Texte der heiligen Bücher, in den Vorträgen ihrer Apostel und in dem Leben ihrer Jünger; nein, ihr Athem wohnt auch in allen unseren sozialen Einrichtungen, in unseren Gesetzbüchern, in unseren Sitten, in unseren Wissenschaften, in unseren Künsten, Gebräuchen, selbst in unseren Gesichtszügen, in allen Schöpfungen, wie in allen Ansichten des menschlichen Geistes seit 18 Jahrhunderten, ja sie dringt bis in die Schmähung des Gottlosen und in den Gewissensbiß des Verbrechers. Kurz, wir können vom Evangelium sagen, was der heilige Paulus vor dem Areopag von Gott sagte: „In Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“

Doch wir blöde Menschen haben uns in dem Maße an das Christenthum gewöhnt, daß wir selbes mit unserer eigenen Natur verwechseln und in dem Hochmuthe, den uns dieser Besitz eingeflöst, hat die Vernunft endlich geglaubt, dieser Schatz sei eine Frucht ihrer eigenen Arbeit. „Ich weiß nicht“, sagt Rousseau, „warum man die schöne Moral unserer Bücher dem Fortschritte der Philosophie zuschreiben will. Stammt sie nicht aus dem Evangelium, und war sie nicht christlich, ehe sie philosophisch wurde?“

Und noch heutzutage lehrt das Christenthum Tugend, Sittlichkeit und Nächstenliebe und veredelt das Wirken und Schaffen des Tages durch ideale Ziele und reine Pflichtenlehre und versöhnt und tröstet den Leidenden durch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit und durch die Hoffnung auf ein besseres Leben über dem Grabe!

Wer kann alle die Tugenden nennen, die vom Kreuze aus strahlen; all den Muth, den es einflöst; all' die Thränen, die es versüßt; alle die Leidenschaften, die es unterdrückt; alle die Freuden, die es veredelt; alle die Widerwärtigkeiten, die es lieb

und angenehm gemacht hat? Wer staunt nicht über seine vielfältige Anwendbarkeit auf die verschiedenen Lagen der Gesellschaft und des Lebens? Kurz, wer erblickt nicht im Kreuze Christi den besten Hebel, den Gottes Arm nur immer anwenden konnte, um die Welt emporzuschnellen? Das Evangelium sollte nicht blos allen den Menschen gebracht werden, die zur Zeit Christi den Erdkreis bewohnten, sondern auch allen folgenden Geschlechtern, bis zum Ende der Zeiten, wie groß die Verschiedenheit ihrer Sitten, ihrer Kenntnisse, ihrer staatlichen Einrichtungen und ihrer Civilisation auch immer sein würde, bis zu allen denen, die etwa Millionen Jahre hindurch nach uns kommen werden, — zu allen diesen sollte sich die Lehre Christi erstrecken und über so viele Wirrungen, Revolutionen, Neuerungen und Trümmer hinweg allein unberührt, allein ungebeugt, allein sich selber zureichend und unwandelbar bleiben, inmitten jenes Stromes, der Alles mit sich fortreißt. Der Vater gab seine Macht in der Schöpfung kund, der Sohn seine Barmherzigkeit in der Erlösung; dem hl. Geiste war es vorbehalten, in dem großen Werke der Kirche unser Heil zu sichern und zu vollenden. Die Gottheit offenbart sich in diesen drei Werken zwar nicht mit unwiderstehlicher Evidenz; auch gibt es Atheisten (Gottesleugner), die Gott nicht sehen in der Natur, Deisten, die Gott nicht sehen in Christus und endlich Häretiker (Irrlehrer), die Gott nicht sehen in der Kirche. — Wer die Kirche mit Vorurtheil und Befangenheit ansieht, erblickt in ihr nur eine menschliche Anordnung, die sich auf Fanatismus gründe, durch staatsmännische Klugheit unterhalten werde und über die Geister eine eingebildete Herrschaft übe und daß man blos ihrer Schwäche schone, bis sie von selbst untergehe. — Wer sie aber mit einem einfältigen und durch die wahre Wissenschaft erleuchteten Auge betrachtet, wer zu dieser Prüfung jene Unparteilichkeit und jene umsichtige Ruhe mitbringt, wie ein Werk von 1800 Jahren es verlangt, welches die Schläge eines Nero und eines Diokletian hinnahm und doch noch lebt, und sein geheiligtes Haupt über den Trümmern von tausend Reichen, die es einst bekämpften und nun zu seinen Füßen liegen,

sich emporhebt, — der entdeckt ungeachtet der Hülle menschlicher Zufälligkeiten in dessen Grunde ein übermenschliches Faktum, ein vollkommener Plan, der in seiner Fassung, in seiner Ausführung, in seinem Verfolge bis auf uns und in seinen Weissagungen für die Zukunft so innig und fest zusammenhängt, daß man eine göttliche Weisheit und eine göttliche Macht darin anerkennen muß.

Der Stifter der Kirche sah schon im Voraus alle Uebel, die ihr widerfahren, alle Stürme, die gegen ihre Existenz, ihre Unabhängigkeit, Einheit und ihre Autorität unternommen werden, — die Verfolgungen, die Schismas, die Häresien und die Geringschätzungen, Unbilden, Ränke, Gewaltthätigkeiten und Blut; von Nero bis zu dem Verfolger Pius VII. und zu denen Pius IX.; von Celsus, Julian bis Voltaire, Arius, Lamennais und Allem, was die künftigen Jahrhunderte an Kraftanstrengungen zu deren Sturze noch in ihrem Schooße tragen; — kurz, er sah alle Pforten der Hölle gegen die Kirche verschworen, ohne daß diese etwas Anderes entgegenstellt als den Glauben, die Geduld und die Wahrheit. Die Wahrheit kann und muß durch Bekämpfung, Verfolgung nur gewinnen, ohne solche könnten wir nicht ihre ganze Lebenskraft und Unsterblichkeit erkennen, ihre Lehre wäre unentwickelt und unbestimmt geblieben und ihre Autorität schaal geworden. Aber die Verfolgungen haben dadurch, daß sie gegen das Fundament der Kirche schlugen und ihr alle menschlichen Stützen nahmen, die mächtige Hand Gottes, von der dieselbe getragen wird, aufgedeckt und die Zuverlässigkeit jenes Ausspruches bekräftigt: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Daher kann man dann in Wahrheit sagen, daß die Verfolgungen und Häresien nothwendig waren, um den göttlichen Keim, der in den Schooß der Kirche niedergelegt war, zu befruchten und daß die Kirche für ihre Triumphe solchen Menschen wie Diokletian und Arius nicht weniger Dank schuldet als ihren Konstantins und Origenes. — O, ein herrliches Schauspiel, dieser Triumph der christlichen Wahrheit! Im Blute ist sie geboren, in Verfolgungen genährt; die Artikel ihres Symbolums kann sie

aufzählen nach den Empörungen ihrer Abtrünnigen, die Wundmale ihrer Göttlichkeit nach den Schlägen ihrer Tyrannen und kann den Ungläubigen aller Zeiten zurufen, was der auferstandene Christus zu seinem Apostel sagte: „Lege deine Finger herein und sieh' meine Hände und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“

So ist die Kirche und das ist ihre Geschichte, die man auch, wie Paskal sehr gut bemerkt, die Geschichte der Wahrheit nennen könnte. — Der, welcher ihren Plan entworfen, ihr Fundament gelegt, ihre Wirkung geleitet und ihren Sieg bis auf uns gesichert hat — ist der ein bloßer Mensch?

Nun denn! Wo ist noch Jemand, der aufrichtig wäre und sich nicht hingezogen fühlte, mit Petrus auszurufen: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!?

Und was wird in künftigen Jahrhunderten und Jahrtausenden das Schicksal des Christenthums sein? Jesus, welcher die Schicksale Jerusalems, des jüdischen Volkes, seiner Jünger und seiner Lehre mit so großer Bestimmtheit voraussagte — und wir Jetztlebenden sind Zeugen von der Erfüllung seiner Weissagungen! — Jesu sagte auch das endliche Schicksal seines Evangeliums voraus, bis in die spätesten Weltalter. —

Es erschienen im Laufe der Zeiten auch Männer, welche die Religion Jesu Christi und ihre Wahrheiten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen des Scharfsinnes und Spottes, der Beredsamkeit und des Witzes angegriffen haben und ihre Schriften wurden besonders begierig von Solchen gelesen, welche nicht genug eigene Gelehrsamkeit und gründliche Kenntniß hatten, um die Irrthümer, Scheingründe und Spitzfindigkeiten sogleich wahrzunehmen, aber doch soviel oberflächliche Bildung besaßen, um den Witz der Spöttereien zu verstehen, für ihre Eingebungen empfänglich zu sein und daran Wohlgefallen zu haben. Diese Halbgebildeten trieben, um sich den Nimbus tiefer Denker und aufgeklärter Köpfe zu geben, mit der sogenannten Geistesfreiheit und Freidenkerei großes Gepränge. — So war es zu allen eiten — und leider ist es heutzutage noch Mode — Alles, was mit der christlichen

Religion in Verbindung steht, zu bespötteln. Diese Flachköpfe entblöden sich dann nicht, die Religion Jesu als eine Fabel und Christum als einen klugen, wohldenkenden Volkstäuscher, die Evangelien als verabredete Dichtungen, die Andacht als eine Schwärmerei, Anhänglichkeit an Religionsübungen als pöbelhaften Aberglauben, die Kirche als eine bequeme Versorgungsanstalt geistlicher Müssiggänger zu betrachten. Solches mußte wohl Manchem gefallen, der das Recht beansprucht, ungebunden zu denken, um auch ungebunden leben und handeln zu können. So vermehrt nicht die Weisheit und die Erkenntniß, sondern die Unwissenheit, nicht Einsicht und Ueberzeugung, sondern das Sittenverderbniß die Zahl der Freigeister und Ungläubigen.

Die Geschichte belehrt uns, daß heutzutage etwa 1200 Mill. Menschen auf Erden leben, worunter blos ca. 200—300 Mill. dem christlichen Bekenntniß angehören. Bei Weitem die Meisten sind noch Heiden, ein anderer Theil bekennt sich zur Lehre Muhameds, eine geringe Menge ist noch dem Gesetze Mosis treu geblieben. Zwar wird unter den heidnischen Nationen stetsfort durch sogenannte Missionsanstalten viel zur Verbreitung des christlichen Glaubens gearbeitet, doch bleiben die Fortschritte verhältnißmäßig klein. Sollten aber am Ende nicht auch diese Völkerschaften reif werden für das Licht des Evangeliums, der frohen Botschaft, da es eine Gottesverheißung ist, daß endlich alle Erschaffenen zum Herrn bekehrt werden, da es eine Gottverheißung ist, daß endlich nur ein Hirt und eine Heerde sein wird!

Schluß.

„Vor mehr als einem halben Jahrtausend", sagt Fallmereyer, „wurde das bis an die Zähne bewaffnete Europa durch überlegene Kräfte zwar aus *Palästina* vertrieben, aber das Bild des verlorenen Gutes ist den Gemüthern unaustilgbar eingedrückt und mit sehnsuchtsvollem Verlangen streckt das müde Abendland noch heute seine Hände nach der beglückten Küste hin." Was aber dem christlichen Sinne des Mittelalters auf Wegen der Gewalt nicht gelingen wollte, dasselbe versucht jetzt in unermüdeter Strebsamkeit das zähe Geschlecht des Abendlandes mit dem *Hebel der Wissenschaft. Kenntniß ist Macht!* Wir geben uns Mühe, durch Einsicht in die Natur des Landes, seiner Bewohner und seiner Vergangenheit die brutalen Eigenthümer zu beschämen und gleichsam außer Besitz zu stellen.

Ist auch die Zeit der Kreuzzüge längst vorbei und ziehen auch nicht mehr, wie unter dem Kaiser Friederich Barbarossa, 100,000 Deutsche nach Palästina, so ist doch der friedliche Wanderungsdrang der Christen dahin immer noch ein bedeutender. Diese periodischen Wallfahrten, die insbesondere zur Zeit der katholischen und griechischen Ostern vor sich gehen und ihren Ursprung in den tiefsten Herzensbewegungen der Menschen haben, sind religiöse Völkerwanderungen, die nicht zu ersticken sind.

Der Ort, wo die größten geistigen Werke der Menschheit ihren Ursprung genommen und das höchste Martyrium spielt, wird ein Anziehungspunkt und Sammelplatz für Pilger aus allen Zeiten bleiben so lange es denkende und fühlende Menschen gibt. Die größten Päpste und Kaiser, die tüchtigsten Fürsten und

Prälaten, die namhaftesten Ritter und besten Minnesänger nahmen voll gläubiger Andacht und begeistertem Muth sowohl an den Kreuzzügen, als Wallfahrten Theil.

Palästina ist gleichsam ein Magnet für alle Völker des Erdbodens. Als Land des Abraham ist es den Arabern, den Nachkommen der Kebsweiber des Erzvaters, heilig; als Land der größten Wunder ehren es die Mohamedaner; als Land ihrer Väter ist es den Juden theuer; als Land, in welchem die Welterlösung bereitet wurde, ist es allen Christen der Erde heilig. Mit der fortgehenden Verbreitung des Evangeliums wächst unaufhörlich die Zahl der Herzen, denen es theuer wird, bis zuletzt vom ganzen Erdenrunde her die Blicke dorthin gerichtet sein werden, wo die Morgenröthe ewiger Wahrheit aufleuchtete und die Gnadensonne erschien.

Nicht mit Schwert und Feuerschlünden muß das jetzige Abendland den Orient erobern, sondern durch geistige Ueberlegenheit; diese allein sichert den christlichen Staaten die Herrschaft über die Welt, während die Morgenländer in Trägheit versunken sind und die Moslemins vor unseren Augen in Verfall gerathen.

Die gemischtesten Empfindungen sind es, mit denen man das Land betrachtet. Man bewundert und trauert zugleich; man möchte den jetzigen Bewohnern, namentlich in gewissen Gegenden zurufen: Oeffnet die Augen, um zu sehen, was ihr besitzet, und man begreift doch auch wieder, daß die Vernachlässigung des Landes die natürliche Folge einer Herrschaft, wie die türkische ist. Der Abgabendruck ist ein furchtbarer. Im Jahre 1849 wurden von eingewanderten deutschen Familien ein Versuch zur Kolonisirung in der Ebene Saron unternommen. — Die angelegten Musterlandwirthschaften versprachen den erfreulichsten Fortgang, zogen aber zugleich die Mißgunst der einheimischen Bevölkerung auf sich. Sie wurden auch so lange verfolgt und chikanirt, bis sie ihr Vorhaben aufgaben und Sämmtliche die Kolonie verlassen mußten. Die neuern Ansiedelungen der Deutschen in Jafa und Haipha scheinen jedoch auf festeren Füßen zu stehen. So viel liegt auf der Hand, daß bei Fleiß und Beharrlichkeit und

unter dem Schutze europäischer Regierungen Baumanlagen aller Art, Weingärten, Gemüsefelder, Maulbeerplantagen und Aecker, bei dem herrlichen Boden und dem Klima, welches die Vegetation so mächtig fördert, in einigen Jahren erstellt sein könnten, wo jetzt das Auge nichts als eine stundenweite Verödung wahrnimmt. Auch wäre es möglich, durch Waldkultur es dahin zu bringen, daß Palästina seinen Holzbedarf sich selbst erziehen könnte, statt wie bisher, sein Nutzholz aus Europa kommen zu lassen und seinen Esels- und Kameelmist zur Feuerung zu verbrauchen.

Mit dankerfülltem Herzen wird sich jeder Pilger, der den Orient bereist hat, jener Anstalten erinnern, welche in jenem Lande so häufig vorkommen, wir meinen die lateinischen Klöster der Patres Franziskaner. Man trifft dergleichen auf allen wichtigen Stationen: in Alexandrien, Kairo, Jafa, Ramle, Jerusalem, Bethlehem, Hebron, am Sinai, St. Johannes, Nablus, Nazareth, Karmel, Tabor, Tiberias, Damaskus und selbst in den Schluchten des Libanon. Diese großartigen, oft im schönsten Styl erbauten Stifte sind gleichsam Oasen in der Wüste, wo der Wanderer Ruhe, Sicherheit, Erquickung und freundliches Entgegenkommen findet. Die Franziskanerklöster bilden im Orient — sagt Alban Stolz — die eigentlichen Festungen der katholischen Kirche. Nach dem Ausspruch des protestantischen Professors Schubert: betrachtet selber die Franziskanerklöster im Orient als eine Hütte Gottes bei den Menschen, wo apostolische Männer getroffen werden, in welchen der Geist der Liebe der ersten apostolischen Zeiten noch lebt und wirkt. — Wenn die Mönche hingeschlachtet worden sind von dem Fanatismus der Mohamedaner — und wie oft ist dieses geschehen — so wurde ihre Zahl stets wieder ergänzt aus Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland, um sich willig und muthvoll denselben Gefahren zu unterziehen. Gewiß sind die Leiden und Drangsale der Franziskaner in Palästina nicht gering anzuschlagen. Die Pflichttreue der ehrwürdigen Patres, ihre Hingebung und ihr Heldenmuth zeigt sich namentlich zur Zeit verheerender Seuchen in ihrem schönsten Lichte. Eine weitere Folter, die den armen Franziskanern oft peinliche Verlegenheiten bereitet, ist die türkische

Erpressung und die schamlosen Aussaugungen, welche die osmanischen Paschas gegen die Klöster sich erlauben. Die Plackereien von Seite der Regierung und des Volkes, die strenge Lebensweise, die für Abendländer ungewohnte Kost, der angestrengte Pilgerdienst, der lange Aufenthalt in der Grabeskirche: Alles dies vermag den Muth und Eifer, die Ausdauer und Opferwilligkeit der Patres nicht zu erschüttern.

Länger als 15 Jahrhunderte sind zahllose Pilger nach dem hl. Lande und zu den heiligen Stätten hingezogen. Dort sah man die größten Männer ihrer Zeit, die Einen an irdischer Macht, die Anderen an Scharfsinn und Gelehrsamkeit hervorragend, wie Kinder in gläubiger Demuth vor der Krippe zu Bethlehem oder an dem Grabe des Herrn sich niederwerfen — und kein Zweifel an der Aechtheit dieser heiligen Stätten tauchte in ihrer Seele auf. Wir nennen vor Allem den heiligen Hieronymus, diesen gewaltigen Geist, dessen umfassendes Wissen allen Trug umher zu Schanden machte, der seinen bleibenden Wohnsitz im heiligen Lande wählte und die genauere Kenntniß desselben sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte. — Erst die neuere Zeit hat, trotz den zahlreichen Zeugnissen so vieler Jahrhunderte, die ersten Zweifel über deren Aechtheit hervorgerufen, die aber durch die gründlichen Untersuchungen neuerer Gelehrten wieder in's richtige Geleise zurückgebracht wurden.

Judäa ist der Schauplatz der höchsten Gnaden und schrecklichsten Gerichte gewesen. Wer Palästina durchwandert, weiß kaum, ob er es das Land der Verheißung oder des Fluches nennen soll. In ihm treten die Güte und der Ernst Gottes in großen und unauslöschlichen Zügen rührend und erschütternd vor die menschliche Seele!

Anhang.

Reise-Winke.

Literatur. Jedem Palästina-Reisenden ist vor Allem anzurathen, sich mit einer Bibel zu versehen; es gibt ganz kleine Taschenformatausgaben. — In zweiter Linie ist zu empfehlen: Das Handbuch für Reisende in Palästina und Syrien von K. Baedeker. Leipzig 1875.

Von Karten ist diejenige des Holländers Van de Velde immer noch die beste. Die Anschaffung dieser fast lästig großen Karte ist, wenn man Baedeker besitzt, eben nicht gerade nothwendig, weil in Letzterem die nöthigen Karten und Pläne schon vorhanden sind.

Wer sich die Mühe geben will, sich in die arabische Sprache in etwas einzuüben, dem wird „der arabische Dragoman" von Dr. Philipp Wolf, Leipzig, J. J. Weber 1857, gute Dienste leisten. Uebrigens kömmt man in Syrien und in Aegypten mit der französischen, noch besser aber mit der italienischen Sprache sehr gut aus.

Passendste Reisezeit. Frühjahr oder Herbst. Ersteres hat den Vorzug, weil die Natur dann schön und im Erwachen begriffen ist und man zudem auf zahlreiche Reisegesellschaft rechnen kann; übrigens sind Schiffe und die wichtigsten Städte Palästina's, namentlich Jerusalem, um Ostern von Reisenden und Pilgern überfüllt, was auch seine Inkonvenienzen mit sich bringt. — Im Herbst ist alles todt und leer, die Tage kurz, aber es ist, weil der Fremdenzudrang kleiner ist, billiger und sogar angenehmer zu reisen. Man wähle also entweder die Zeit von Anfang April bis Mitte Juni oder von Ende September bis Mitte November.

Reise-Gesellschaft. Ganz allein zu reisen ist nicht rathsam und kömmt theurer als in kleineren oder größeren Gesellschaften. Sogenannte Pilgerkaravanen organisiren sich fast jährlich in größeren Städten Europa's, namentlich in München, Wien, Berlin und Paris. Während die Vereine aus ersteren zwei Städten vorzugsweise Pilgerzwecke verfolgen, sind die Reisen der anderen mehr als Vergnügungstouren zu betrachten und auf sehr kostspieligem Fuß angelegt. Uebrigens kann man sich diesen Gesellschaften ruhig anschließen, da in der Regel gute Ordnung herrscht und man der Mühe überhoben ist, für alle Kleinigkeiten sorgen zu müssen. Freilich ist man sodann sklavisch an ein Reiseprogramm gebunden und geht die Freiheit des Selbsthandelns dabei verloren.

Reiserouten. Seereise. Für Westschweizer und Franzosen ist der Weg nach Aegypten oder Syrien über Marseille angezeigt. Die Dampfer der Messageries Maritimes, wovon allwöchentlich einer Marseille verläßt, empfehlen sich durch Reinlichkeit, Ordnung, gute Verpflegung und feine Manieren der Offiziere. Wenn man keine zu großen Ansprüche macht, wird man sich auch in der II. Klasse recht behaglich fühlen. Wein ist in der Ueberfahrtstaxe inbegriffen und die Kellner sind damit sehr freigebig.

Reisende aus der Ostschweiz, Deutschland, Oesterreich nehmen gewöhnlich ihren Weg nach dem Seehafen Triest, wo die Dampfer des österreichischen Lloyd bestiegen werden. Auf diesen Schiffen darf schon eher angerathen werden I. Klasse zu fahren. Wein ist extra zu bezahlen, so auch das Bier. — Von Wien aus wird der Weg auch öfters die Donau hinab nach Varna und durch das schwarze Meer nach Constantinopel genommen.

Von Venedig, Ancona, Brindisi kann man wöchentlich auch mit englischen Dampfern nach Alexandrien gelangen. Direkte nach Jafa gehen von obigen europäischen Seehäfen aus keine Schiffe. Auf den englischen Schiffen wird die II. Klasse sehr stiefmütterlich behandelt und wer's immer vermag, thut gut I. Klasse zu wählen, zumal der Unterschied der Fahrtaxe blos Fr. 75 beträgt. Die englischen Dampfer verlassen Venedig jeden Freitag Morgens (ca. 11 Uhr) und berühren Ancona und Brindisi; Ankunft in Alexandrien Donnerstag Abends.

Fahrtaxe von Venedig, Ancona, Brindisi nach Alexandrien (gleich)
I. Klasse 12 Pfund Sterling = Fr. 300.
II. Klasse 9 Pfund Sterling = Fr. 225.

Messageries Maritimes.

Fahrplan der Linie

von Marseille nach Alexandrien (über Neapel und retour).

Abreise von Marseille wöchentlich jeden Donnerstag Mittags.

Marseille-Alexandrien.			Alexandrien-Marseille		
Station.	Ankunft.	Abreise.	Station.	Ankunft.	Abreise.
Marseille	—	Donnst. Mitt.	Alexandr.	—	Dienst. 9 Mg.
Neapel	Samst. 9 Mg.	Samst. Mitt.	Neapel	Sam. 2 Nach.	Sast. 5 Nchm.
Alexandr.	Mittw. 5 Ab.	—	Marseille	Mon. 3 Nach.	—

Fahr-Taxen.	I. Klasse.	II. Klasse.
Von Marseille nach Neapel	Fr. 125.	Fr. 90.
Von Marseille nach Alexandrien	Fr. 375.	Fr. 225.

Fahrplan der Linie

von Alexandrien nach Port-Said, Jafa, Beirut und retour.

Eine Reise alle 14 Tage, vom 9. Juli an gerechnet.

Von Alexandrien nach Beirut.			Von Beirut nach Alexandrien.		
Station.	Ankunft.	Abreise.	Station.	Ankunft.	Abreise.
Alexandr.	—	Samst. 4 Ab.	Beirut.	—	Donn. 6 Ab.
Port-Said.	Sonnt. 8 Mg.	Sonnt. 5 Ab.	Jafa	Freit. 6 Mg.	Freit. 6 Ab.
Jafa.	Mont. 6 Mg.	Mont. 6 Ab.	Port-Said.	Samst. 7 Mg.	Samst. 2 Ab.
Beirut.	Dienst. 6 Mg.	—	Alexandr.	Sonnt. 6 Mg.	—

Fahr-Taxen von Marseille

nach untenstehenden Häfen.

Nach-Port Said über Alexandrien	Fr. 455.	Fr. 285.
Nach Jafa, über Alexandrien und Port-Said .	Fr. 490.	Fr. 316.
Nach Beirut über " " " .	Fr. 530.	Fr. 345.

Oesterreichischer Lloyd.

Fahr-Plan.

Linie Triest-Alexandrien über Corfu, wöchentlich.

Station.	Ankunft.	Abreise.	Station.	Ankunft.	Abreise.
Triest.	—	Freit. Mitternacht.	Alexandr.	—	Dienst. n. Ank. d. engl.-ind. Post
Corfu.	—	Mont. 5 Mg.	Corfu.	—	Freitag.
Alexandr.	Don. 5 Mg.	—	Triest.	Sonntag.	—

Linie Alexandrien-Beirut, alle 14 Tage.

Station.	Ankunft.	Abreise.	Station.	Ankunft.	Abreise.
Alexandr.	—	Freit. 11 Mg.	Beirut.	—	Freit. 7 Mgs.
Port-Said.	—	Samst. 5 Ab.	Haifa.	—	Frei. 12 Mtgs
Jafa.	—	Sonnt 3 Ab.	Jafa.	—	Samst. 4 Ab.
Haifa.	—	Mon. 1 Nachts	Port-Said.	—	Sonnt. 6 Ab.
Beirut.	Mont. 9 Mgs.	—	Alexandr.	Mtg. 12 Mtgs	—

Fahr-Taxen.

Linie Triest-Alexandrien, Port-Said, Jafa, Beirut.

	I. Klasse. Guld. à Fr. 2.50.	II. Klasse. Guld. à Fr. 2.50.
Von Triest nach Alexandrien	132. —	91. 35
Von Triest nach Port-Said über Alexandrien	149. —	105. —
Von Triest n. Jafa üb. Alexandrien u. P.-S.	164. —	117. —
Von Triest n. Beirut „ „ „ „	182. —	130. —

Landreise. Syrien hat noch keine Eisenbahnen. Das Projekt einer solchen von Jafa nach Jerusalem ist noch nicht zur Ausführung gelangt, ja noch nicht einmal in Angriff genommen. Tagtäglich geht jedoch ein zweispänniger, sechssitziger, offener Wagen (nicht Kutsche) von Jafa nach Jerusalem auf holperiger Straße. Eine, von einer französischen Gesellschaft angelegte Poststraße existirt von Beirut über den Libanon nach Damaskus. Man bedient sich in Syrien zumeist der Reitpferde, über Wüstenstrecken aber der Kameele und zu kleineren Ausflügen in Städten und Umgegend der Wagen, Esel oder Maulthiere. Der Eigenthümer der Thiere macht die Reise entweder in der Eigenschaft als Mukari oder Dragoman mit. Die Ersteren sind bloße Thiervermiether oder auch bloße Treiber, die Dragomane stehen schon höher und sind eigentliche Unternehmer von größeren Reisen und Karavanen. Sie sind ziemlich ortskundig und sprechen mehrere Sprachen. Es ist aber immer gerathen, mit

dem Dragoman einen schriftlichen Vertrag abzuschließen und selben auf der Kanzlei des Konsulats beglaubigen zu lassen.

Kleidung. Hierüber können nur ganz allgemeine Vorschriften gegeben werden, wovon die erste die wäre, überhaupt nicht zu viel Gepäck mitzunehmen. Schon die Konstitution der Reisenden, ihre Bedürfnisse und Ansprüche sind sehr verschieden. Flanellhemden sind jedenfalls zu empfehlen. Fußbekleidung stark; auch wollene Strümpfe sind nicht zu vergessen. Als Kopfbedeckung ein breitkrämpiger heller Hut. Die Oberkleidung eher warm als zu leicht, da die Nächte ziemlich kühl sind. Ein Shawl oder Plaid leistet gute Dienste. In früheren Zeiten hatte man eigene Pilger-Kostüme, deren man heutzutage höchst selten mehr sieht.

Waffen, besonders Schießwaffen (Revolver) kann man mitführen; man wird aber kaum in den Fall kommen, von ihnen Gebrauch machen zu müssen, was immerhin gut ist, da man im Falle einer Tödtung der Blutrache anheimfällt. Man ist aus früherer Zeit gewohnt, sich Syrien als ein Land voll Räuber und Mörder vorzustellen, indeß ist auf den viel frequentirten Routen heutzutage keine Gefahr mehr. Nicht Gleiches kann gesagt werden abseits der großen Heerstraße, im Jordanthal und besonders jenseits desselben, und dort mag es schon am Platze sein, Waffen und selbst Bedeckung mit sich zu nehmen, was freilich die Reise vertheuert.

Gesundheitspflege. In der Regel werden nur dreierlei Krankheitsformen auftreten: Fieber, Verstopfung oder Diarrhoe. Für diese lasse man sich von einem bekannten Arzte vor der Abreise die passenden Mittel selbst oder die Rezepte verabreichen. Auch Brausepulver sind auf der Reise angenehm. Vor Sonnenstich schützt man sich durch um den Kopf gebundene, den Nacken deckende Tücher. Sollte man jedoch das Unglück haben, ernsthaft zu erkranken, so findet man in größern Städten gute Aerzte.

Bachschisch, ein Wort, das man im Tage tausendmal hört, bedeutet ein Geschenk, Trinkgeld oder Almosen; aber die Eingebornen sind aus Instinkt und Gewohnheit mit solchen Forderungen bis zum Ekel zudringlich und das Wort Bachschisch wird dem Reisenden noch in den Ohren fortklingen, wenn er den Orient schon längst hinter sich hat. Man sei hierin ja nicht zu freigebig. —

Pässe. Einen Paß mit sich zu führen ist unter allen Umständen anzurathen, denn ein solcher wird dem Fremden überall in den syrischen Häfen abgefordert. Beim Zollamt müssen die Kisten und Koffern geöffnet werden. Auf Tabak und Cigarren wird eifrig gefahndet. Auch mit Waffen und besonders mit Munition hat man Schwierigkeiten.

Konsulate. Die Reisenden thun gut, sich in etwaigen Verlegenheiten sofort an einen Konsul zu wenden. Es hat deren in allen größeren Städten für England, Frankreich, Oesterreich, Deutschland und Amerika; sie sind in der Regel zuvorkommend und gefällig.

Münzwesen in Syrien. Darin herrscht große Verwirrung, da immer ein zweifacher Kurs, nämlich ein Regierungskurs und Handelskurs nebeneinander bestehen. Das Gute hat der Orient, daß er das Papiergeld nicht kennt. Aegyptisches Geld hat in Syrien gar keinen Kurs. Die Münzeinheit ist der Piaster zu 40 Para. Man muß die kursirenden Münzen an Ort und Stelle kennen lernen und einstudiren. Abgesehen von den Schwankungen, welche die Kurse oft erleiden, kann man durchschnittlich annehmen: 1 Napoleond'or = $85\frac{1}{2}$ Piaster.

1 Fünffrankenthaler = $21\frac{1}{4}$ Piaster.

1 Piaster = $23\frac{1}{2}$ Rappen.

In Handel und Wandel geht jedoch der Piaster zu 25 Rappen Schweizer-Geld.

Reisekosten und Gasthöfe. Im Allgemeinen reist man im Orient theurer als in Europa. Der Tagespreis in den Gasthöfen, deren man jedoch nur in größeren Städten findet, ist durchschnittlich 15 Franken ohne Wein, von dem der billigste 3—4 Franken die Flasche kostet. Die Flasche engl. Bier 2—$2\frac{1}{2}$ Franken. Die täglichen regelmäßigen Gasthofausgaben belaufen sich daher auf etwa Fr. 20. Wer jedoch die Gastfreundschaft der Klöster beanspruchen will, wird mit einem Drittheil obiger Taxe wegkommen und doch gut leben; auch Protestanten können ohne Bedenken dort absteigen, obschon die lateinischen Klöster mehr für katholische Pilger und Reisende berechnet sind.

Post- und Telegraphenwesen. Die ausländische Briefpost in Syrien steht gewöhnlich unter Aufsicht der betreffenden Konsulate und befindet sich an Seeorten in den Agenturen der Dampfschifffahrtsgesellschaften der betreffenden Länder. Das Gebiet des allgemeinen Postvereins (Weltpostvereins) umfaßt: Ganz Europa, die asiatische Türkei, asiatisch Rußland, Aegypten, Algerien und die Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Taxen für die zwischen der Schweiz und obigen Vereinsländern gehenden frankirten und unfrankirten Briefe sind folgende:

Frankirte Briefe für je 15 Gramm = 25 Rappen.

Unfrankirte Briefe für je 15 Gramm = 50 Rappen.

Korrespondenzkarten = 10 Rappen.

Bücher, Zeitungen und andere Drucksachen, Waarenmuster und Geschäftspapiere für je 50 Gramm = 5 Rappen.

Die rekommandirten Gegenstände, für welche Frankozwang besteht, unterliegen außer den oben angegebenen Frankotaxen einer fixen Gebühr von 10 Rappen.

Rückscheine (Retour-Récépissés) zu rekommandirten Sendungen sind nach allen Vereinsländern zuläßig. Für einen solchen Rückschein hat der Absender eine weitere fixe Gebühr von 20 Rappen zu entrichten.

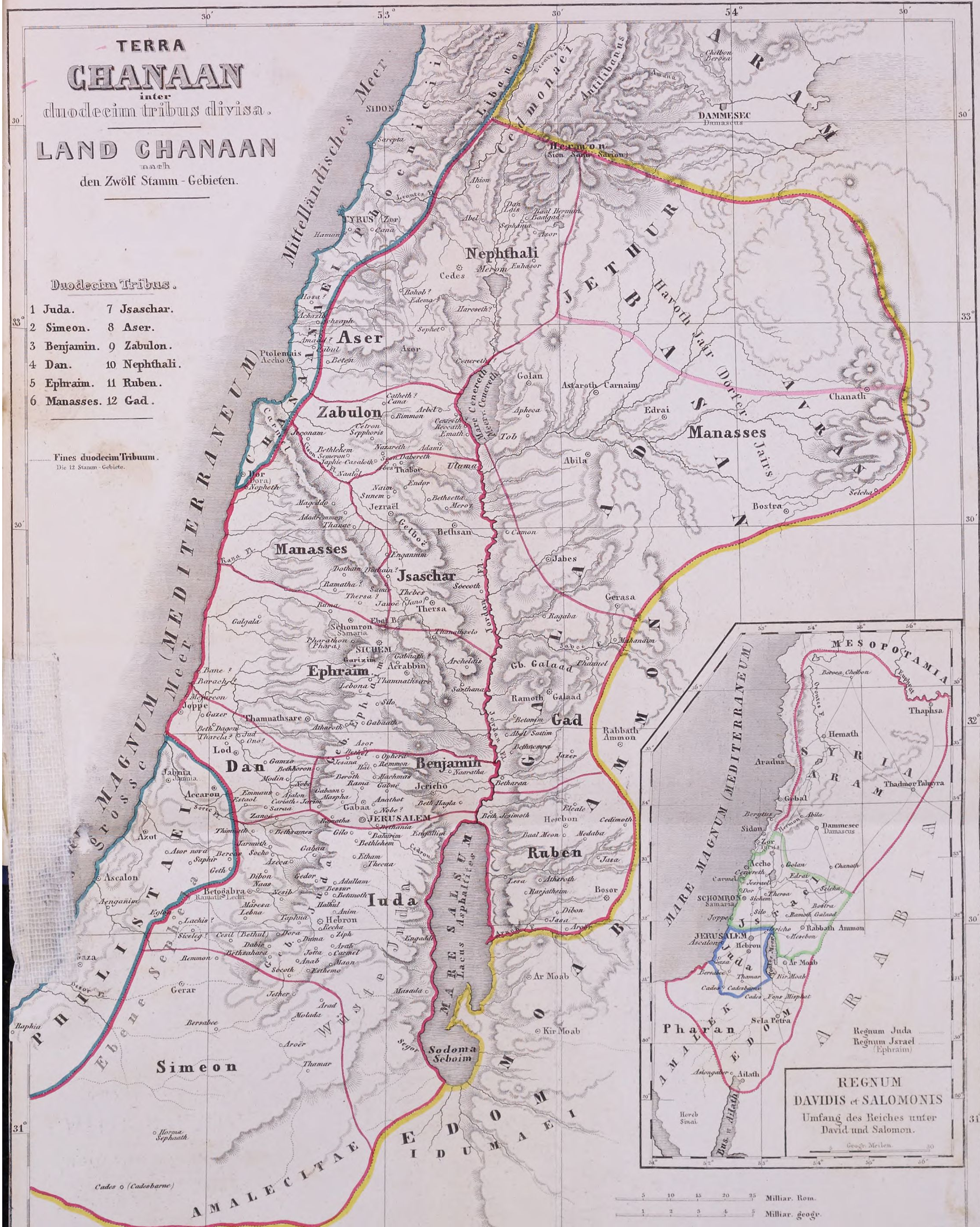
Telegraphen=Bureaux gibt es in Syrien: internationale und türkische; die Ersteren sind zugleich auch türkisch. Auf den internationalen Bureaux kann in jeder beliebigen Sprache (besonders englisch, französisch oder deutsch) telegraphirt werden.

Die Telegraphentaxen aus der Schweiz nach folgenden Ländern und vice versa sind für Depeschen von 20 Worten:

Aegypten, resp. Alexandrien, Cairo, Suez Fr. 25.

Asiatische Türkei Fr. 12 — Fr. 16.

Vorsicht bei Einkäufen. Im Orient muß sich jeder Käufer und besonders der Fremde auf Ueberforderung gefaßt machen, und man wird in den meisten Fällen den Verkäufer nicht zu sehr verblüffen, wenn man den angebotenen Preis gleich Anfangs um die Hälfte reduzirt; doch gibt es hierin auch Ausnahmen. In Jerusalem wie in Beirut finden sich Handlungshäuser, welche die Versendung gekaufter Gegenstände in die Heimath auf das Pünklichste und Beste besorgen. Man erspart sich damit alle an den Grenzen vorkommenden Plackereien und Weitläufigkeiten.



Curav: Dr. L. C. Gratz. Delin J. B. Pfeifer. Sculp. A. C. Wedermann Hbg.